BERLIN, JUNI 1936 · III. JAHRGANG 6. FOLGE

PREIS 15 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF



DER REICHSORGANISATIONSLEITER DER NSDAP, HAUPTSCHULUNGSAMT u. SCHULUNGSAMT DER DAF.




Eugen Hadamovsky
Hitler
kämpft um den Frieden Europas
20 Tage mit dem Führer durch alle deutschen Gaue
Einen Tatsachenbericht der geschichtlichen Stunden vor dem denkwürdigen 7. März 1936 und den darauffolgenden Tagen gibt in packenden, mitreißenden Worten der Reichssendeleiter Eugen Hadamovsky. — Wenn dieser Bericht von der gewaltigen Tat und der Triumphfahrt Adolf Hitlers durch alle deutschen Gaue wie ein phantastischer Roman klingt, so mag der Leser das dem phantastischen Geschehen unserer Tage und der einzigartigen Persönlichkeit des deutschen Volkshelden zuschreiben, der mit seinem Kampf und seinen Reden für den Frieden Europas im Mittelpunkt der Schilderung steht.
RM. 4,— in Leinen
In allen Buchhandlungen erhältlich.
Zentralverlag der NSDAP.
München-Berlin



BERLIN, JUNI 1936 · III. JAHRG. · 6 FOLGE

Der Schulungsbrief

Hauptschulungsamt der NSDAP. und der DAF.

Aus dem Inhalt:

Dr. R. Stampfuß Gustav Kossinna
Der Bahnbrecher wahrer deutscher Vorgeschichte . . . . Seite 202

F. H. Woweries:
Von der Weltschande zum Frieden . . . . Seite 205

Georg Stammler
Mittsommerfeuer . . . . Seite 209

Prof. Dr. P. Schultze-Naumburg, MdR.
Deutsche Kunst im Mittelalter, I. Teil . . . . Seite 215

ABC der Außenpolitik . . . . Seite 225

Reichsamtsleiter Dr.-Ing. Arnhold
Organische Betriebsgestaltung, von der Gefolgschaft aus gesehen Seite 227

Fragekasten . . . . Seite 237

Das deutsche Buch . . . . Seite 238

Dr. R. Stampfuß: Gustav Kossinna



er Bahnbrecher wahrer deutscher Vorgeschichte

Aus dem um die Wende unseres Jahrhunderts beginnenden Entscheidungskampf um eine gerechte Wertung unserer eigenen völkischen Vorzeit ragt der Ostpreuße Gustav Kossinna als Vorkämpfer der rassisch gesehenen deutschen Vorzeit hervor. Er hat unserer heutigen Forschung Ziel und Richtung gegeben. Als Einzelgänger begann Gustav Kossinna den Kampf gegen überaltete Anschauungen und gegen die Irrlehre von der Herkunft aller Kulturerrungenschaften aus dem Osten. Dadurch, daß er diesen Kampf zu einem sieghaften Ende führte, wird er uns stets als der völkische Altmeister vor Augen stehen, der die deutsche Vorgeschichte zu einer *hervorragend nationalen Wissenschaft* erhob.

Die Erkenntnis von der Eigenart der nordischen Rasse und ihren kulturschöpferischen Leistungen ist heute in der nationalsozialistischen Weltanschauung fest verankert, und in allen Schulen werden im Geschichtsunterricht die überragenden Kulturleistungen unserer germanischen Vorfahren als selbstverständlich in den Vordergrund gestellt. Doch nur zu leicht vergessen wird dabei, daß dieser Wandel in den Anschauungen sich erst in jüngster Zeit vollzogen hat und die Erarbeitung der wissenschaftlichen Grundlagen das ausschließliche Verdienst eines einzigen Mannes gewesen ist.

Um die Größe dieser Leistung voll zu erfassen, muß kurz die landläufige Anschauung der Wissenschaft über unsere germanischen Vorfahren zu der Zeit gestreift werden, wo Kossinna einsetzte.

Im Banne eines einseitigen „humanistischen Bildungsideals" stand die Wissenschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts ganz unter dem Einfluß der klassischen Kulturen der Mittelmeerländer. Im *Osten* wurde die Wiege der Menschheit gesucht, und von dort her sollten unsere germanischen Vorfahren die ersten Kulturgüter erhalten haben. So stellte man sich vor, daß noch zur Zeit der Berührung mit den Römern die Germanen in unwegsamen Urwäldern in roher, barbarischer Gesittung gehaust hätten und erst durch die Berührung mit der römischen Fremdkultur aus ihrer gänzlichen Unkultur befreit worden seien.

Wenn noch im Jahre 1894 der Universitätsprofessor Seeck die Germanen als „wilde Barbaren, rohe Wilde, wilde Horden, Diebe, Räuber, Mordgesellen, Trunken- und Raufbolde von wüster Völlerei, kleinmütige und durch Gold käufliche Feiglinge ohne jede Spur von Charakterfestigkeit" bezeichnete, so ist damit eine weit verwurzelte Anschauung jener Zeit beleuchtet. Noch gar nicht so lange gehören die nackten oder halbnackten in Tierfelle gehüllten Wilden mit Stierhörnern auf dem Kopfe der Vergangenheit an, die als Germanen „auf der Bärenhaut lagen und immer noch eins tranken".

Daß für die Erforschung der Kulturen fremder Völker große staatliche Mittel aufgewandt und demgegenüber die Erforschung unserer eigenen Vorzeit gänzlich zurückgestellt wurde, ist eine Tatsache, die sich auch heute nicht umdeuteln läßt.

Um gegen diese Welt von fest verwurzelten Vorstellungen siegreich den Kampf führen zu können, bedurfte es einer im innersten völkisch durchdrungenen Persönlichkeit, die mit glühendem Fanatismus für ihr Werk eintrat. Und daß Kossinna dieser Wegbereiter wurde, der sein Leben der deutschen Vorzeit widmete, ist nicht zuletzt seinen rassischen und seelischen Anlagen zuzuschreiben. Obwohl ihm größere Ehrungen versagt blieben, und er oft den schwersten Kränkungen auf seinem Lebensweg ausgesetzt war, hat er nach vielen Mißerfolgen und trotz des ihn hart bedrückenden nationalen Niederganges

seines Vaterlandes stets das Werk von neuem begonnen und zu der sieghaften Entscheidung geführt, daß wir es als stolzes Erbe übernehmen und weiterführen können.

In Ostpreußen hat seine Wiege gestanden. Als Sohn des Gymnasialprofessors Kossinna wurde er am 28. September 1858 geboren. Beide Eltern stammten aus der Ostmark, und dieser seiner Heimat ist er zeitlebens treu geblieben. Der Großvater stammte aus Masuren, und die Großmutter soll einem Salzburger Geschlecht entsprossen sein.

Wenn auch schon in seinem äußeren Erscheinungsbild (siehe Abb.) die nordischen Rassenzüge hervortreten, so zeigen sich vor allem in seiner schöpferischen Begabung, seiner unumstößlichen Willenskraft, auch in der Verschlossenheit seines Charakters gepaart mit einer gewissen Gutmütigkeit die seelischen Eigenschaften des nordischen Menschen.

Kossinna ist der erste gewesen, der die Bedeutung der Rasse als Schöpfer der Kulturen der Vorzeit herausgestellt hat und in stärkstem Maße die rassenkundliche Forschung mit der vorgeschichtlichen Sachforschung verknüpfte. Darüber hinaus war ihm nicht die Beschreibung und Verwertung allein der sachlichen Kulturgüter die Hauptsache, er drang zu den geistigen Hintergründen vor und verfolgte die Wanderungen und Schicksale der germanischen Stämme. Er ist der Schöpfer der siedlungsarchäologischen Methode, die die räumliche Ausbreitung von Kulturgruppen zur Grundlage ihrer völkischen Erschließung macht. Durch diese Herausstellung von Rasse und Raum, den in der Vorzeit gemeinsam wirkenden Kräften, hat er aus eigener Arbeit schon seit dem Beginn seiner Forschungen sich zu dem Grundsatz von Blut und Boden durchgerungen.

Daß Kossinna als völkischer Vorkämpfer einer nationalen Wissenschaft schon seit frühester Zeit Antisemit gewesen ist, ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Er hat sich nicht nur häufig genug gegen die schädigenden Einflüsse des Judentums gewandt, sondern selbst durch sein Vorleben, durch die Ablehnung aller jüdischen Unmoral, durch seine scharfe Einstellung gegen das zersetzende jüdische Schrifttum einen scharfen Kampf gegen das Judentum geführt. Nicht nur die blonden Haare und die blauen Augen brachten seine Begeisterung für das Germanentum hervor, sondern in erster Linie fesselten ihn hier die seelischen Eigenschaften dieser Rasse mit ihrer strengen sittlichen Auffassung. Aus diesem Grunde ist er stets für die Reinerhaltung der nordischen Rasse eingetreten. Kossinnas Abneigung gegen das Judentum rührt nicht her aus einer instinktiven Abneigung gegen das Fremdrassige, sondern wird bewußt getragen aus der durch seine Forschungen erarbeiteten Erkenntnis über die zersetzenden Eigenschaften des Judentums in der Welt.

Über seine Stellung zum Christentum sind wir nur dürftig unterrichtet. Daß er sich in der schärfsten Weise gegen das römische Christentum gewandt hat, ist uns aus zahlreichen seiner Äußerungen bekannt. Schon sein Kampf gegen den Romanismus, der durch den politischen Katholizismus eine starke Stütze fand, müßte ihn zu dieser Grundhaltung führen. Er hat immer wieder versucht, eine Brücke vom Christentum zum Germanentum zu schlagen, doch wissen wir nichts über seine tiefere Stellung zu den religiösen Dingen.

Daß er sich bewußt zum Führerprinzip bekannte, geht aus seinem Lebensweg zur Genüge hervor. Er fühlte sich allein als Führer für die Leitung der von ihm gegründeten Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte verantwortlich und führte sie dementsprechend. Daß diese autokratische Führung, die zu den herrlichsten Erfolgen geführt hat, nicht immer den Beifall der übrigen Vorstandsmitglieder fand, wissen wir aus verschiedenen scharfen Auseinandersetzungen, die sich um diese Fragen abgespielt haben. Als Gegner eines demokratischen Prinzips hat er die Führung seiner Gesellschaft übernommen, und selbst in den schwierigsten Zeiten des nationalen Niederganges, wo selbst große wissenschaftliche Zeitschriften ihr Erscheinen einstellen mußten, gelang es ihm unter dem Einsatz seiner Führerpersönlichkeit, seine so wichtige Zeitschrift „Mannus" zu erhalten.

Wir können diese Übersicht über das Werk Gustav Kossinnas nicht abschließen, ohne wenigstens in ganz kurzen Strichen den dornenvollen Lebensweg dieses Mannes zu zeichnen.

Nach der Schulzeit in Tilsit wandte er sich 1876 bis 1881 dem Studium der Geschichte und der Sprachforschung zu. Der berühmte Germanist Müllenhoff war in Berlin sein Lehrer und regte ihn an, sich den Fragen der deutschen Altertumskunde ganz zuzuwenden. Nach dem Abschluß des Studiums schlägt er, um bald einen Broterwerb zu finden, die Bibliothekarslaufbahn ein, die ihn durch die verschiedensten Städte Deutschlands führt. Aber immer bleibt er seiner selbst gestellten Aufgabe, der Erforschung der deutschen Stammesgeschichte, treu. Schon bald muß in ihm die Erkenntnis

gereift sein, daß mit den Mitteln der Sprachforschung allein die deutsche Stammeskunde nicht zu ergründen sei. Im Jahre 1895 tritt er auf dem Anthropologenkongreß in Kassel mit einem grundlegenden Vortrag über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen vor die Öffentlichkeit und steht damit als Revolutionär auf dem Gebiet der deutschen Altertumskunde im Kampf. Sein großes Lebenswerk liegt in wenigen Strichen vorausschauend gezeichnet vor uns. In allen seinen Arbeiten wendet er sich bewußt gegen die sogenannte „objektive Wissenschaft" und stellt die gestaltenden Kräfte von Rasse und Boden in den Vordergrund. Im Jahre 1902 gelingt es nach Überwindung großer Schwierigkeiten, für ihn in Berlin eine Professur für deutsche Archäologie zu schaffen, und diese hat er bis zur Erreichung der Altersgrenze im Jahre 1927 inne gehabt. Zeit seines Lebens ist es ihm wegen seiner kämpferischen Haltung nicht gelungen, hier eine ordentliche Professur zu erlangen. Als außerordentlicher Professor mußte er seinen Abschied nehmen. Voll gewürdigt wurde seine überragende wissenschaftliche Leistung erst kurz vor seinem Tode, als die große Deputation der Berliner Universität unter Führung des Rektors zu seinem Goldenen Doktorjubiläum die Glückwünsche überbrachte.

Als er am 20. Dezember 1931 im Alter von 73 Jahren nach kurzer Krankheit verstarb, verlor das völkische Deutschland einen glühenden Kämpfer, der ihm ein gewaltiges Lebenswerk zur Vollendung hinterlassen hatte.

Wir wollen nicht im einzelnen die wissenschaftlichen Leistungen dieses Mannes hier hervorheben, sondern nur auf ein Werk noch besonders hinweisen, das für die Verbreitung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse besonders wertvoll geworden ist. Dieses Werk ist die „Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte", die er im Jahre 1909 gründete. Durch die bereits genannte Fachzeitschrift Mannus, durch ihre Tagungen und ein über ganz Deutschland gespanntes Netz von Mitgliedern konnten die Ergebnisse germanischer Vorgeschichtsforschung weitesten Volksschichten bekannt gemacht werden. Wir verdanken Kossinna nicht nur die Zerstörung der Lüge vom „Barbarentum" unserer germanischen Vorfahren, sondern in erster Linie die Umkehr der Blickrichtung für die Behandlung von Fragen der Vorgeschichte. Während man unter dem Banne des Fetischwortes: „ex oriente lux" = „alles Licht aus dem Osten" die Urheimat aller Kulturen in den Ländern des Ostens sah, hat Kossinna die Heimat der nordischen Rasse als den Ausgangspunkt mitteleuropäischer Kulturentwicklung erwiesen. Dadurch, daß er den Ursprung germanischer Kulturentwicklung in der nordischen Heimat nachwies, hat er in nicht zu unterschätzendem Maße unserer Generation das nationale Rückgrat gestärkt. Liebe und Stolz verbindet uns so lebendig mit unseren germanischen Ahnen.

Nur wenig Ehrungen hat Kossinna in seinem arbeitsreichen Leben erfahren. Es ist bezeichnend, daß es zuerst die großen wissenschaftlichen Vereinigungen der nordischen Länder waren, die ihn wegen seiner hervorragenden Verdienste in ihren Reihen als Mitglied aufnahmen. Eine Reihe von nordischen Fachkollegen, unter denen ich vor allem Montelius, Almgreen und Aberg nenne, waren ihm besonders zugetan. Sie hatten die Bedeutung seiner Forschungen nicht nur für Deutschland, sondern für die gesamte Frühgeschichte der nordischen Völker klar erkannt. Die revolutionäre Wirkung von Kossinnas Forschungsmethode zeigte sich deutlich in der Anbahnung einer Umwertung der geschichtlichen Anschauungen.

Kossinnas Lebenskampf galt in erster Linie dem Romanismus, der sich auch in der Vorgeschichtsforschung Deutschlands seine Stellung erobern wollte. Wenn auch oft von seinen romanistischen Gegnern seine siedlungsarchäologische Methode angegriffen und mißachtet wurde, so wird doch kompromißlos die von unserem Altmeister vorgezeichnete Forschungsrichtung verfolgt werden, weil sie fest in der nationalsozialistischen Weltanschauung verankert ist.

Die wichtigsten Werke Kossinnas:

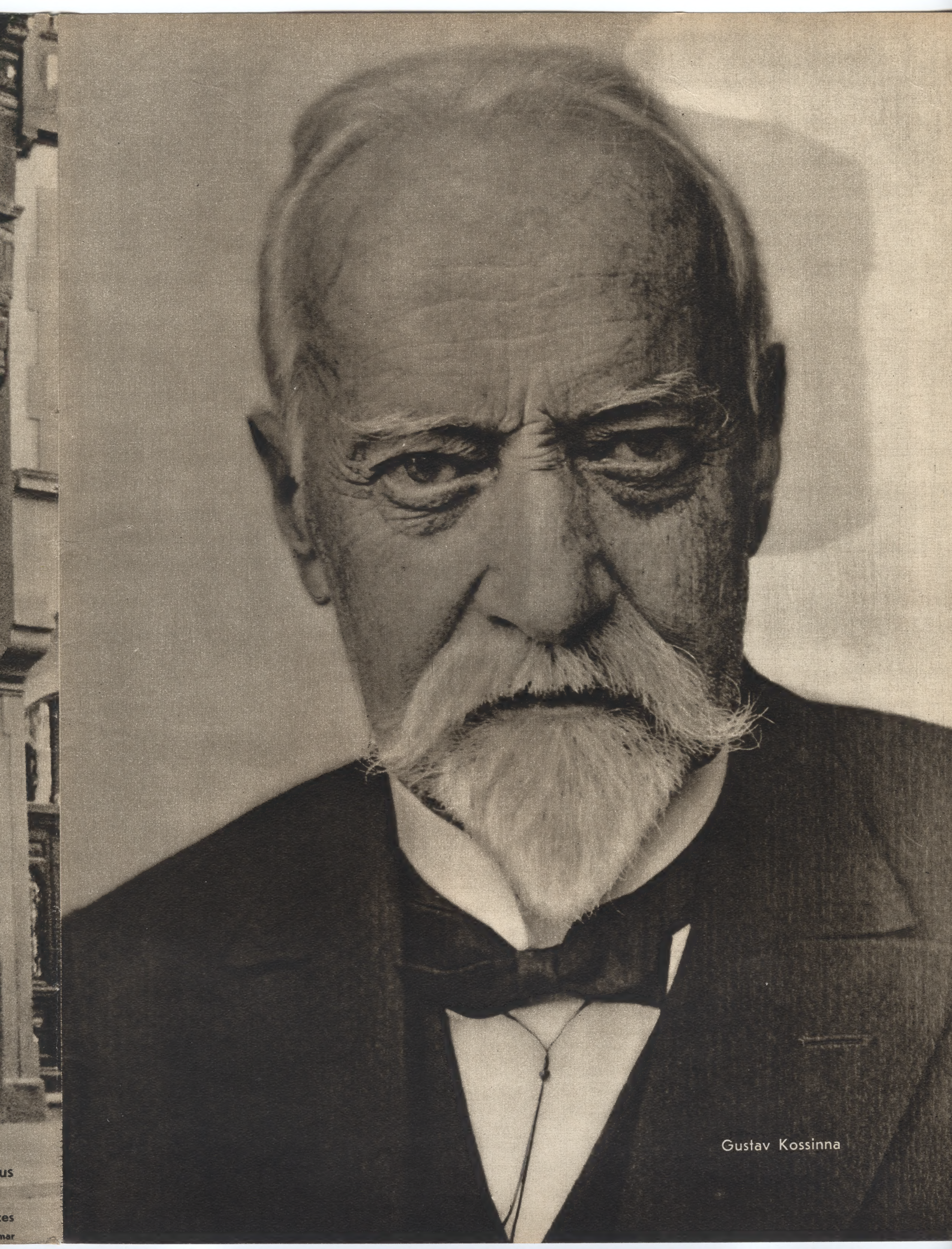
1.) Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft, 7. Aufl. 1936.

2.) Altgermanische Kulturhöhe, 5. Aufl. 1935.

3.) Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 2. Aufl. 1934.

4.) Germanische Kultur im 1. Jahrtausend n. Chr. 1932.

Alle erschienen im Verlage Curt Kabitzsch, Leipzig. Siehe auch R. Stampfuß: Gustav Kossinna, ein Leben für die Deutsche Vorgeschichte, 1935; im gleichen Verlage.



Gustav Kossinna



Von der Weltschande zum Frieden

Am 18. Juni jährt sich erstmals das Deutsch-Englische Flottenabkommen, das die Stärkeverhältnisse der neuen Reichsmarine und der Flotte des britischen Reiches auf 35 zu 100 festlegt. Dieser Vertrag darf angesehen werden als die endgültige Neuorientierung nach der am 26. Januar 1934 mit der Unterzeichnung des Deutsch-Polnischen Verständigungspaktes begonnenen positiven Überwindung des Versailler Unrechts durch die nationalsozialistische Außenpolitik eines aufrichtigen wahren Friedens in Europa. Was die ob des Fluches der Untat von Versailles nicht wieder froh gewordenen Signatarmächte dieses Paktes nicht fertiggebracht hatten, ließ die Tatkraft des Führers überraschend schnell Wirklichkeit werden. Wir begreifen, daß dieser Erfolg anderen Mächten, die seither gewohnt waren, allein zu bestimmen und Gewalt vor Recht zu setzen, den Atem verschlagen hat. Und doch bestätigt sich somit nur aufs neue, daß unsere Nation dazu bestimmt zu sein scheint, aus eigenem Leid den Weg zum Wohle aller zu finden. Als 1919 der Frieden von Versailles ausbrach und die Annahme dieses gnadenlosen Haßproduktes mit Erzbergers Hilfe am 22. Juni erzwungen wurde, da jährte sich an diesem Tag nach der Sonnenwende, den die germanische Mythologie zum Trauertag über Baldurs Tod machte, ein militärisches Ereignis, das politisch scheinbar unbedeutend, doch von tiefer symbolhafter Tragweite war. Am 22. Juni 1900 gab der britische Admiral Seymour im Chinafeldzug bei dem Rückzug der vereinigten europäischen Truppenkontingente am Takufort den berühmten Befehl „The germans to the front!" Deutsche Marine-Infanterie und der kleine Kreuzer „Iltis" gingen vor. Der ungestüme und blutige deutsche Angriff brach den bereits triumphierenden gelben Widerstand und entschied die bedrohliche Lage. Und nun — ein Menschenalter später erlebt die verfahrene Diplomatie Europas den gleich entscheidenden und vor der Geschichte schon heute ehrenvollen Vorstoß deutscher Kräfte gegen die hoffnungslosen Auswirkungen des Diktatfriedens. Im neuen Deutschland wächst bereits eine Generation heran, die erstaunt aufhorcht, wenn von Versailles die Rede ist, und die es nicht mehr begreifen kann, daß selbst Siegerstaaten den Unfrieden Europas auf diesen Vertrag zurückführen, wie das — um ein aktuelles Beispiel zu nennen — kürzlich in Rom anläßlich der Proklamierung des Imperiums geschah. Und doch wollen wir auch im neuen Deutschland nie vergessen, was einem Volke geschehen kann, wenn es sich selbst und seine Ehre preisgibt. Seit den Junitagen von 1919 haben wir auch die Unsterblichkeit des alten germanischen Sittengesetzes wiedererkannt, daß selber ehrlos wird, wer andere ehrlos macht. Zur Weltschande wurde Versailles, und alle Beteiligten fühlen das heute mehr

denn je. Man hatte die zur „Friedenskonferenz" nach Paris delegierten Männer der einzelnen Staaten in wohlüberlegter Berechnung über die noch rauchenden Schlacht- und Giftgasfelder der Westfront geführt. In das menschlich verständliche Entsetzen über dieses grauenvolle Bild pflanzten die französischen Führer dann das Wort von der Alleinschuld der „Hunnen". Wilson schreibt in den von seinem Pressechef Baker herausgegebenen Erinnerungen zu den verzweifelten Einwendungen der verjudeten deutschen Delegation nach der Überreichung der Diktatbestimmungen:

„Mochten aber die deutschen Einwendungen in dieser oder anderer Beziehung noch so gewichtig sein, ihnen stand das Schwergewicht frischen Gedenkens ruchloser Verwüstungen durch deutsche Waffen entgegen, verstärkt durch das Gefühl unwiederbringlicher Verluste sowie der Überzeugung, daß sie ‚Hunnen' (!) wären, denen Verträge nur als ‚Fetzen Papiers' gälten."

Mit „Hunnen" konnte man natürlich nicht verhandeln. Das war mit den hohen Freimaurer-Idealen von Menschheit, Völkerfrieden, Völkerbund, Freiheit der Länder und Meere, Abrüstung, Selbstbestimmung usw. nicht vereinbar. Und so wurden die Deutschen überhaupt nicht angehört. Auch das Recht des schwersten Verbrechers vor Gericht blieb Deutschland vorenthalten. Vom Beginn der Verhandlungen Ende Oktober 1918 bis zur Überreichung des schmachvollen Textes am 7. Mai 1919 sind die Deutschen nicht ein einziges Mal zu den Verhandlungen zugezogen worden, die 70 Millionen Menschenschicksale auf Generationen bestimmend festlegen sollten. Es wurde erzählt, daß der Präsident Wilson Oberschlesien in Kleinasien (Cilicien) gesucht habe. Dabei ist das nur ein ganz kleiner Irrtum im Vergleich zu anderen flagranten Unrichtigkeiten. Als aber nach dem erstmaligen und so tragischen Auftreten der deutschen Delegation sich ein Eindruck von der Rede des Grafen Brockdorf-Rantzau bemerkbar machte und selbst Lloyd George und Wilson nachdenklich geworden waren, erklärte Clemenceau, der Tiger, daß er den Herren Gelegenheit verschaffen könne, Frauen im Alter zwischen vierzehn und sechzig Jahren zu besuchen, die von den Deutschen geschändet wären. Es wurden „Dokumente über deutsche Verbrechen gegen die Kriegsgesetze" vorgelegt, von denen Lloyd George erklärte, sie seien so furchtbar, daß nur Teile davon verlesen wurden. Der Kommission wäre beim Lesen direkt schlecht geworden.

Das waren die Voraussetzungen, auf denen zunächst die Feststellung der deutschen Schuld am Weltkriege und dann die Bedingungen des Diktats ruhten. In den Memoiren des amerikanischen Präsidenten heißt es daher:

„Wilson hatte es gleich zu Anfang abgelehnt, eine Erörterung der Bedingungen vom Rechtsstandpunkt aus zuzulassen..., denn sie sind hart — aber die Deutschen verdienen das. Und ich glaube, es ist nützlich, daß eine Nation ein für allemal lernt, was ein ungerechter Krieg an sich bedeutet. Ich habe den Wunsch, den Friedensvertrag nicht zu mildern . . ."

Deutschland hat inzwischen nicht nur gelernt, was ein „ungerechter Krieg" an sich bedeutet, sondern wir haben inzwischen auch gelernt und erlitten, was es bedeutet, einen ungerechten Frieden zu erdulden. Wir haben gelernt, was es bedeutet, die Waffen aus der Hand zu legen vor trügerischen Punkten und Programmen. Wir haben gelernt, wie es einer Nation gehen muß, die nicht mehr bereit ist, das Alleräußerste anzuwenden und einzusetzen, wenn es der Kampf um ihre Freiheit erfordert. Wir haben durch diesen Frieden gelernt, daß kein Grauen und Elend

der Materialschlachten tiefere Wunden in den Leib der Nation schlagen kann, als eine von rachetrunkenen „Siegern" diktierte und durch phantastische Schönschwätzerei bemalte Kapitulation in ihren Folgen mit sich bringt. Wir haben gelernt, daß ein Weltkrieg sein militärtechnisches Ende in Versailles finden konnte, aus buchstäblich zitternder Angst vor einem Wiederaufflammen des gigantischen deutschen Widerstandes, um dann in heimtückischer Grausamkeit Offensiven durch Verträge, und Blockade durch Tribute und Zinsen zu ersetzen. Wir haben gelernt, daß die Verlustliste eines kapitulierenden Volkes erst nach der Kapitulation am größten wird. Wir haben gelernt, aus solchen Tatsachen zu folgern und in grenzenlosem Leid der Schmach vom Juni 1919 unsern härtesten Lehrmeister zu finden. Er hat uns gezüchtigt, aber er hat uns geeint. Er hat den phantastischen Glauben an Menschenrecht und Völkerbund ohne Deutsche vernichtet. Er hat uns die Bedeutung eines starken Deutschtums für die ganze Welt gelehrt. Indem wir sahen, wie die deutsche Not zur Krise der ganzen Welt wurde, erwachte das Volk und in ihm die Überzeugung, daß unsere Befreiung eine Befreiung der Welt und unser Wiederaufstieg ein Wiederaufstieg aller Gesunkenen bedeutet. Denn die Schmach von Versailles, die Schande der unmenschlich grausamen Verlogenheiten dieses „Friedens" fällt nicht nur auf das Volk, das ihn aus tausend ehrenvollen Wunden blutend todwund unterschreiben mußte. Die Schmach von Versailles ist eine Schmach aller beteiligten Völker. Die englischen Vertreter haben das am stärksten empfunden, und es ist bezeichnend, daß das Protokoll der Verhandlungen der Mächte ohne Deutschland aber über Deutschland, ein zwanzigbändiges Werk des amerikanischen Rechtsanwalts David Hunter Miller überhaupt nur in vierzig Exemplaren gedruckt wurde und davon Deutschland gerade ein einziges erhalten hat.

So ist Versailles ein Schandmal auf dem Ehrenschild aller beteiligten Nationen. Keine menschlichen Regungen der Kriegsjahre werden vor der Geschichte eine Entschuldigung sein. Keiner der unterzeichneten Staaten kann sich diesem Fluch entziehen, der von den marxistisch-demokratischen Novemberlingen angenommenen Kriegsverlängerung mit anderen Waffen und gleichbleibender Erbitterung Möglichkeit und vertragliche Mittel gesichert zu haben. Kein Volk wird durch Beseitigung dieses Vertrages in seinem Ansehen und seiner Macht beeinträchtigt, aber alle Beteiligten vom unheimlichen Gewissensdruck einer lähmenden Schuld befreit.

Wir nehmen uns aus der Vorgeschichte und dem Text der Versailler Bedingungen das Recht zu der Behauptung, daß die Für- und Widerstimmen zu diesem Vertrag der zurzeit beste Wertmesser für Höhe oder Tiefstand der politischen Kultur des betreffenden Staates bildet. Wahres „Hunnentum" oder wahre Anerkennung der selbstbestimmungsmäßigen Lebensrechte einzelner Völker offenbart sich nirgends in der Weltpolitik schärfer als überall dort, wo Staatsmänner und Volksvertreter entweder gegen Versailles oder dafür sprechen oder zu beidem zu feige und zu klein sind.

Unser Kanzler hat die nationalen Grenzen und Lebensrechte der Völker in seiner Rede an die Welt vorbehaltlos anerkannt. Auf denen, die Versailles unterzeichneten, liegt die Schuld des Gegenteiles. Wir haben den Krieg verloren und

die Nation gewonnen, mit der wir unsere Ehre wiederherstellen, komme, was kommen mag. Wir wurden Revolutionäre aus dem Geist des Protestes gegen das Diktat vom 28. Juni 1919. Ohne Versailles wäre die deutsche Revolution nicht denkbar. Wir konnten aber die Schande abstreifen, ohne den Frieden Europas zu stören. Das enthebt uns der Notwendigkeit, vor einer feindlichen Welt zu bitten und zu betteln. Die Welt jedoch wird wachsend erfüllt werden vom langsam überall aufkommenden, bald ungestüm wachsenden Schrei der Völker, die sich selbst geschändet haben, nach Revision. Denn die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß die Schuld von Versailles eine historische Schmach aller Beteiligten wurde. Noch aber regieren an zuständigsten Stellen der europäischen Politik außerhalb des Reiches Männer und Mächte, die an der Weltschande mit verantwortlich sind und zu alt sind, um ihre Schuld aus eigener Kraft zu wenden. Es ist nicht unsere Aufgabe, uns da einzumischen. Wir haben genug daran, unsere eigene Ehre wieder hergestellt zu sehen. Wir hüten uns, aus dem erlittenen Unrecht in das gegenteilige Extrem zu verfallen und dienen einer Idee, die den wahrhaften Frieden mehr braucht, als neidvolle Unkenntnis jenseits der Grenzen wahr haben möchte. Weil wir wie kein anderes Volk kennenlernten, was Unfriede heißt, mühen wir uns heute mehr als alle anderen, um verständlich werden zu lassen, was wahrer Friede ist. Niemand hat dafür bessere Worte gefunden, als der große Wahldeutsche Houston Stewart Chamberlain, der über dem Begriff „Deutscher Friede" geschrieben hat:

„Das Wort und mit ihm auch der Begriff ‚Friede' kennen heute nur die deutsche Sprache und die ihr nahverwandten skandinavischen Sprachen; diese Tatsache offenbart ein Stück Volksseelengeschichte. Im lateinischen pax, von dem die anderen lebendigen Sprachen ihr paix, peace, pace usw. ableiten, liegt der Begriff des Kriegs eingeschlossen; zwei Streitende stehen sich gegenüber, zwischen ihnen wird ‚ein Pakt abgeschlossen'; es handelt sich also um eine politisch-juristische Vorstellung; Krieg war, Krieg wird sein, dazwischen liegt die vereinbarte pax. Ganz anders bei den Germanen. Die indogermanische Wurzel, die dem Wort ‚Friede' zugrunde liegt, bedeutet lieben, hegen, schonen und ist stammverwandt mit Freiheit und Freude. Somit ist ‚Friede' nicht ein Vertrag, sondern ein Zustand, nicht etwas, wozu ich einen Zweiten nötig habe, sondern die eigene Fülle, wie sie blühend sich entfaltet: in Liebe zu den Meinen, in Schonung gegen Andere, im treuen Hegen alles dessen, was Gott mir anvertraut hat, freidig und freudig. Der Begriff ‚pax' verneint, der Begriff ‚Friede' bejaht; die ‚pax' kann ein schlaues, falsches, niederträchtiges Abkommen sein, der Begriff ‚Friede' bekennt, daß es kein heiteres, gesegnetes Aufblühen gibt ohne sittliche Grundlage; zum Abschluß einer pax genügen zwei Notare, Frieden kann es nur geben, wenn der Mensch ihn verdient und Gott ihn schenkt.

Den eigentlichen ‚deutschen Frieden', den Frieden, der dem Begriff des germanischen Wortes entspräche, den haben wir noch nie gehabt, und zwar deshalb, weil kein Volk außer dem deutschen von einem solchen Frieden auch nur den Begriff besitzt, er also erst von einem urmachtvoll gebietendem Deutschland der Welt geschenkt werden müßte. Dieser deutsche Friede ist ein Ideal — nicht Wolkenkuckucksheim, sondern erreichbar, wenn die Deutschen das wollen, was sie können, wenn sie innerlich so stark zu sein verstehen, wie sie äußerlich sind."

Woweries.



Georg Stammler:

Mittsommerfeuer

So vieles das Zeitalter der Aufklärung und die technische Vernüchterung der Gegenwart an alter Sittenwelt und damit auch an farbiger Ursprünglichkeit im deutschen Volksleben zerstört hat, so sind doch an zahllosen Stellen des Landes Kerne alten Brauchtums und alten Volksgeistes stehengeblieben, die der Zersetzung Widerstand geleistet haben, so wie oftmals die Gesteinskerne eines alten Gebirgsstocks der abtragenden Tätigkeit der Luft und des Wassers Widerstand leisten.

Zu diesen übriggebliebenen Resten eines uralten Seelengebirges, das einmal das ganze Volksleben des germanischen Nordens formte und hinanhob, gehören vor allem die verschiedenen Arten des Sonnenfestfeuers. Nicht bloß durchs ganze allemannische Sprachgebiet hin und in den bayerischen und deutschösterreichischen Ländern, sondern auch in Hessen und Niedersachsen bis zum Oberharz und weiter bis hin zu den Sudeten haben sie sich in irgendeiner Form lebendig erhalten und an zahllosen Orten waren sie vor zwanzig oder fünfzig Jahren noch im Schwange; oder sie haben sich in andere Formen gewandelt, etwa in den häuslichen Lichterbaum am Weihnachtsfest, oder in das Anzünden von Kerzen auf den Friedhöfen in der Johannisnacht oder am Totensonntag, wie es heute noch in einzelnen Gegenden des deutschen Westens und Nordwestens geübt wird.

Diese von der engeren oder weiteren Volksgemeinde entzündeten Flur- und Höhenfeuer sind, so wie alles volkstümliche Feierleben im Norden, unmittelbar aus dem Jahreslauf hervorgegangen, in den ja der Frühmensch weit strenger und unmittelbarer eingeflochten war, als der Mensch der Neuzeit — vor allem als der moderne Großstädter.

Vier Zeiten im Jahre waren es, an denen diese Sonnenfeuer ursprünglich emporlohten: die beiden Tag- und Nachtgleichen und die Sommer- und Wintersonnenwende. Daraus geht klar hervor, daß außer dem urmenschlichen Bedürfnisse, sich Feierpunkte ins Leben einzubauen, den einförmigen Zug der Wochen an den goldenen Nägeln sinngebender, freudeweckender Feste

aufzuhängen — daß außer diesem Bedürfnis auch der ordnende Verstand und ein streng beobachtendes Naturwissen seinen Anteil bei der Entstehung jener Feiern hatte. Denn ohne eine klare und denkende Himmelsforschung wäre man niemals auf die Festlegung dieser vier Punkte verfallen, sondern man hätte seine Feste rein aus den rhythmisch wiederkehrenden Vorgängen des Bauernlebens geschöpft, die hier selbstverständlich auch, und zwar in aller Kraft, mitsprechen, die sich aber der astronomischen Zeitbestimmung untergeordnet haben.

Das führt uns sogleich zu einem wesentlichen Grundzuge der frühnordischen Geisteshaltung. Diesen Menschen nordischen Bluts ist nämlich eine weiträumige Klarheit Bedürfnis; jene Klarheit, die das Tagesleben aus den großen kosmischen Gesetzen ableitet und die es nach ihnen ordnet. Und es entspricht ihrem herben und kühnen Sinn, daß auch ihr Feierleben bestimmt ist von der Erkenntnis — wie sich für sie überhaupt das Reich des forschenden Denkens in gar keiner Weise vom „religiösen" Bezirk oder auch von dem des heldisch bestimmten Lebenswillens abscheidet. Ist doch die Welt für den Nordmenschen ein großes beseeltes Lebensgefüge mit unendlichen Zusammenhängen, freilich auch mit einem tiefen tragischen Zug im Urgrunde, das darum eine heilig-kämpferische Ordnung in sich trägt; und so erscheint es ihm als die menschliche Aufgabe schlechthin, sich in Einklang mit dieser ewigen Lebensordnung zu setzen. Dazu aber gehört es, mit allen Kräften und Gaben in ihr Verständnis einzudringen, ebenso wie sein Leben ihr gemäß zu führen, sich kämpfend und dienend in sie einzugliedern. Damit war die Religion von vornherein über die Kulte von Willkürgottheiten und über alle Zaubervorstellungen hinausgehoben; damit blieb aber auch andererseits die Erkenntnis auf dem jeweiligen Boden ihrer Zeit ehrfürchtig und lebensnah; mit den Antrieben zur Volksbildung und zur höchsten tätigen Lebensführung erfüllt.

Somit dürfen wir aber auch den Ursprung des Festfeuers beim Nordmenschen nicht, wie man es heute noch immer darzustellen liebt, bei der Dämonenfurcht oder bei einer magischen Vorstellungswelt mit zauberischen Machtbedürfnissen suchen, soviel sich derartiges später hineingedrängt haben mag, sondern sie ist der Ausdruck einer überlegenen Weltschau und einer bewußten, heldisch gearteten Lichtgesinnung. Seltsamerweise ist auf diesem Gebiete noch immer die abgelegte Auffassung des 19. Jahrhunderts herrschend geblieben, wonach sich die Menschheit aus einem dumpfen, halbtierischen und von fratzenhaften Vorstellungen bestimmten Geisteszustande, so wie ihn die Fetischvölker heute noch aufweisen, allmählich zu einer geläuterten Geisteswelt emporgehoben haben soll. Man nennt das „Entwicklung", aber man bedenkt dabei nicht, daß sich doch nur entwickeln kann, was zuvor eingewickelt vorhanden war, und daß aus dem Dämonenglauben, dort wo er die herrschende Seelenhaltung bildet, nun und niemals eine reine Welt- und Gottschau hervorgehen kann.

Nein, nicht die Dämonenfurcht ist das Urmenschliche, sondern der Geist des Forschens und Wunderns und der schöpferische Glaube. Alles magische Denken ist einem verkümmerten, abgesunkenen Seelenleben entsprungen, und zwar in den ältesten Zeiten genau so wie heute. Und es hat auch schon zu allen Zeiten beides gegeben: einen Menschenkreis, der sich nach oben streckte, in dem der schöpferische Lichtgeist blühte, und einen andern, der in die Lebensgier und damit in eine Welt der Furcht und des abenteuernden Halbdunkels abgeglitten war, eine Welt der Zauberkünste, die sich dann immer tiefer im Aberglauben und in der Selbstsucht verstrickte.

Der Geist der Nordleute aber — wenn auch bei ihnen selbstverständlich immer und immer wieder um die Reinigung gestritten werden mußte — war dieser Dunkelwelt niemals so verfallen, daß sie auf ihre Feiern maßgeblichen Einfluß hätte gewinnen können; dazu mußten erst die Fremdeinflüsse aus dem Süden und dem Orient kommen, die ihn in seinem Wesen zerstörten.

Was bedeutete nun aber das Feuer diesem hohen nordischen Denken? Ich glaube, wir kommen der Vorstellungswelt des Nordmenschen — mindestens seiner geistigen Führerschaft — am nächsten, wenn wir sagen, es galt ihm als eine der Grundoffenbarungen der Schöpferkraft schlechthin, als eine Urmacht im Schoße des Lebens. Diese Macht Feuer hat in der

Sonne ihre höchste Verkörperung erhalten, die Sonne ist ihre unmittelbare himmlische Darstellung, ihr Quell oder ihr göttliches Dauerzeichen. Und ihr Auf- und Niederstieg am Himmel — der Tageslauf ebensowohl wie der Jahreslauf — ist die große Wunderordnung, die dem Leben für seine Entfaltung mitgegeben ist, und in der es sich, bald freudig blühend, bald notvoll leidend und kämpfend zu bewähren hat.

Alles irdische Feuer aber ist ein Ausfluß des Urfeuers und damit zugleich wieder Bild und Zeichen für die Sonne. Und auch soweit der Mensch die Entzündung selber zu bewerkstelligen vermochte, blieb es für ihn eine Findung oder ein himmlisches Geschenk.

Es ist also eine schiefe und irreleitende Darstellung, wenn man sagt, diesen alten Nordvölkern sei die Sonne eine Gottheit gewesen, der sie mit ihren Feuern eine kultische Verehrung darbrachten. Diese Ausformung der Naturmächte zu menschenähnlichen, im Grunde aber dämonischen Willenswesen ist ein sehr spätes Fabulieren auf Grund südländischer Einflüsse und Beispiele. Nein, die Höhenfeuer waren keine Opferfeuer, es war die tiefe, mitlebende Beteiligung des Menschen an dem himmlischen Vorgange und zugleich das Bekenntnis zu der großen Wunderordnung, deren Ausdruck er ist und der man sich selber tief einverleibt wußte; weiterhin aber auch das Bekenntnis zum Kampfe der Lichtmacht mit den lebensfeindlichen Mächten des Dunkels und der Kälte.

In diese Grundvorstellung hat nun jede kommende Zeit ihren Einschlag hineinverwoben, und was wir heute noch an Weihnachts-, Oster-, Johannis- und Erntebräuchen vor uns haben, ist ein seltsames Gemisch, in dem Überbleibsel aller Jahrtausende haften geblieben sind, und in das sich auch immer wieder vieles aus fremden Kulturkreisen eingemengt hat. Seine letzte Ausformung hat es von der christlichen Kirche her erfahren, die die alten Feiern, soweit es irgend anging, mit der Lebensgeschichte des Gottessohns oder mit den Gestalten ihrer Heiligen in Verbindung gebracht hat.

So ist zuletzt ein recht krauses Gewächs von Weistümern, Bräuchen und Legenden entstanden, oft mit wunderlieblichen Blüten drinnen, — aber das Ganze geht doch mehr die Sagen- und Volkstumsforscher an, als den einfachen, heute lebenden Menschen. Was aber immer und jedesmal wieder mit neuer Unmittelbarkeit zu uns spricht, ist der Feuerbrauch. Ob nun der Holzstoß zum Himmel flammt, oder die Brände und Feuerräder in die Nacht geschleudert werden, oder ob diese Räder funkenstreuend durch die Felder hinab zu Tale rollen — hier fühlen wir unser Herz schlagen, fühlen uns mit uralten Zeiten in einem Wellengang des Bluts und der Feierkraft verbunden, auch wenn uns ihre Vorstellungswelt im einzelnen unbekannt ist, oder wenn sie für uns weithin als versunken gelten muß. Der Grunddrang und die Grundhaltung ist die gleiche: Ehrfurcht vor der ewigen Lebensordnung, tiefes Mitleben im Gang der Natur, und zugleich ein tapferes, frohes Bekenntnis zum Lichte, das uns beseelt und dessen Streiter wir sind.

Mittsommer ist die Zeit der Lebenshöhe, die große Hoch-Zeit des Jahres. Immer wieder haben sich die Frostmächte und Nebelgeister gegen das Licht erhoben, unter Mühen ist die Sonne auf den höchsten Thron der Kraft gestiegen. Nun beginnt sie zu schenken. Die Natur steht in ihrem schönsten Trieb, ihrem gewaltigsten Wachstum. Schon beginnt das Reifen der Früchte, schon geht es langsam der Ernte entgegen. Und es beginnt jetzt eine Zeit der Fülle, eine Zeit der freien, kraftvollen Bewegung in Luft und Licht, das Haus hält uns nicht mehr gefangen.

Aber zugleich ist in dieses Hochgefühl auch eine Wehmut eingeflochten, so wie in alle großen Höhepunkte des menschlichen Lebens. Die Sonne ist Siegerin geblieben, aber — ihr Lauf geht jetzt bergab. Das Wissen vom Wandel aller irdischen Dinge, das Wissen vom Sterben schleicht sich leise in die Freude. Das aber gerade gibt dieser Freude den tiefen heldischen Untergrund. Wir sind nicht da, um uns behaglich in der Fülle niederzulassen, in der Freude einzunisten, sondern um weiterzu-

schreiten; um tapfer mitzuwandern, auf und nieder, so wie es das Leben mit sich bringt, und das Licht und den Glauben in uns selber nicht erlöschen zu lassen — trotz allem!

Wenn darum auch in diesem Jahr wieder die Holzstöße von den Höhen in die Täler hinauslodern und die Volksgenossen um sich scharen, so sollen sie uns nicht bloß den Aufstieg und den Sieg des Lichts künden, sondern auch von der Treue sprechen, die sich in Auf- und Niedergang gleichbleibt, von dem stolzen Kämpferwillen, der weiß, daß das Sterben zum Leben gehört und der sich trotzdem seiner Kraft und seines Höhenganges, seines freien Brennen- und Strahlendürfens in den Augenblicken der Sommerhöhe freut.

Es mag ja eine fesselnde und lehrreiche Sache sein, alle die Bedeutungen zu verfolgen, die jede Zeit dem Mittsommerfeuer gegeben hat, und die Bräuche auf ihren Sinn zu betrachten, die sich daran knüpften, und wir können daraus oft auch noch für uns Sinn und Weisung holen, gewiß! So, wenn die Frühlingsblumen ins Feuer geworfen werden, jetzt, wo es Sommerzeit ist, in der die strengen und heiligen Verpflichtungen ins Leben hereintreten, und wo schon die Frucht zu reifen beginnt; oder wenn die Herdfeuer gelöscht werden, um sie dann neu an dem mit Stahl und Stein urtümlich erzeugten Feuerbrande des Holzstoßes wieder zu entfachen. Wer spürt da nicht die tiefe Lebensweisung hindurch? Oder wer nicht das kühne, jauchzende Vertrauen, das im gemeinsamen Sprung der Liebespaare durch die Flammen liegt, wer endlich nicht die erfrischende Bildlichkeit des Quellentranks und des Bads am Mittsommermorgen?

Aber das Eigentliche ist doch, daß wir den Sinn des Feuers groß und neu für uns selber erleben, daß wir ihm ebenso wie die Geschlechter vor uns die Deutung geben, die es für uns hat, die Sprache vernehmen, in der es zu unseren Tagen und zu unserem Geschlechte spricht. Und diese Sprache klingt, wie ich glaube, vernehmlich genug.

Wir gehören ja selbst einer Zeit an, die die Blumen in die Flammen geworfen hat, weil der Mittsommer mit seinen Pflichten vor uns steht, und weil die Frucht eines Volkes ausgetragen sein will. So ist es denn nicht Liebesspiel und auch nicht alte oder jungbäuerliche Weisheit, was uns die Flamme zuruft, sondern es sind Worte, die ans Gewissen des Volks pochen. Eins dieser Worte heißt Reinigung. Feuer ist von altersher das unerbittlich läuternde Element. Und wir kommen als Deutsche aus einer Zeit des Niedergangs und der Verwirrung her, einer Zeit des Mißtrauens aller Volksgenossen gegeneinander. Aus einer Zeit des verbogenen, uneinigen Denkens, in der wir uns vom Wind jede Lüge zutragen ließen, in der wir den Glauben an uns selbst, an unsere eigene helle, heldische Kraft verloren hatten. Viel treue Pflichterfüllung auch da noch im kleinen, gewiß, aber sie war eng und ohne Feuerbrand in der Seele geworden.

Hatten wir nicht tausendmal das Gefühl, daß da ein Feuerbesen durchgreifen müsse! Nun, er ist gekommen und wir haben ihm zugejauchzt, wollen auch nicht aufhören, uns darüber in tiefster Seele zu freuen. Aber wir wollen auch das Gelübde bei uns ablegen, daß wir die Reinigung vor allem in uns selber durchführen werden. Auch in uns — seien wir ganz offen — steckt noch so viel von diesem alten Kehricht; von der gierigen Selbstsucht, die nur sich mästen und ins Licht setzen will, von dem Geist der Schadenfreude und der Miesmacherei, der keine Kraft zum Opfer findet, von dem Mißmut, der sich immer benachteiligt sieht und es gern dem andern aufhängen möchte, von diesem ganzen engen Stunk und Gerümpel der Seele. Nun, es ist eine alte Sitte, daß man bei der Sonnenwende von Haus zu Haus das Gerümpel sammelt, das sich im Laufe des Jahres angehäuft hat, und es ins Feuer gibt. So wollen wir es auch mit dem Plunder halten, der uns die Seele verstopft, mit all dem dürren und geilen und giftigen Zeug, das unser Wesen übersponnen und das sich uns im Herzen angesammelt hat. Um so heller brennt die Freude in uns auf. Nur die strenge, stolze opferfrohe Kraft dieser Freude, nur das, was Licht gibt und was zu schenken vermag, gehört zum deutschen Wesen, nur das soll in uns fortleben und weiterbrennen.

Das zweite Wort heißt Wille! Blicken wir doch hinein in die Flamme und sehen wir, was für eine heiße, unbändige Gewalt da von der Erde zum Himmel schießt! Wie ein Ge-

danke, eine Hingabe hindurchlodert und alle Kraft, die im Holze aufgespeichert war, opfernd hingerissen wird in die Kraft des Brandes. War es nicht wie ein Flammensturm, als der deutsche Geist endlich losbrach und den morschen Bau fremden Wesens, der uns in unserem eigenen Lande geknechtet hielt, in Trümmer stürzte! Aber die unbändige Kraft, die hier durchbrach, war doch im Kern ihres Wesens keine bloße Entfesselung, so wie es bei der französischen oder der bolschewistischen Revolution der Fall war. Alles was ihr, was der deutschen Revolution Macht und Bedeutung gibt, liegt ja gerade darin, daß hier ein strenges, heiliges Ziel alles auf sich sammelt, und daß ein Mann dasteht, ein Mann ihr als Führer voranschreitet, der in letzter vorbildlicher Selbstzucht seinen Willen und den Willen der Massen beherrscht.

Nun ist es unsere Sache, diesen Willen weiterzuleiten, uns in gleicher Weise für dies hohe Ziel zu läutern und zu schmieden: für die Befreiung des deutschen Wesens in uns selber und in der Welt.

Wenn wir aber von „Befreiung" reden, so hat das von vornherein einen ganz anderen Klang, als es ihn in der liberalen Zeit hatte. Ja, wir wollen es uns tief und für alle Zeiten ins Herz brennen: deutsche Freiheit ist nicht Willkür; sie ist nicht die Privatfreiheit des einzelnen! Aber sie ist auch nicht der Rausch der entfesselten Masse. Nein, es ist die Freiheit des Volkes zu seinem Gottesweg, ist das klare und unbeengte Gestaltwerden nach dem Gesetz, wonach wir angetreten sind. Und gerade dies Gestaltwerden fordert, so wie nichts anderes, Zucht, hohe Strenge, Einordnungsfähigkeit. Und es fordert weiter die Wehrhaftigkeit des Herzens — Wehrhaftigkeit gegen seine eigenen Bequemlichkeiten und Leidenschaften, aber auch Wehrhaftigkeit nach außen gegen die feindlichen Mächte, die uns von unserem Weg abdrängen, die uns als Hörige sich oder ihren Gesellschaftsidealen dienstbar machen wollen. Darum muß auch Härte sein am rechten Platz; Befehl um der Freiheit willen. Das Feuer darf nicht beliebig schwelen und im Rauch ersticken, es muß ihm Bahn geschaffen werden, daß es mit vollem, reinem Wogenschlag in den Himmel hinauflodern kann.

Das dritte Wort endlich, das uns die Flamme zuruft, heißt: Zusammenstehen! Das Feuer ist ja von Urbeginn an das Zeichen des brüderlichen Zusammenhalts. Ums Feuer haben sich die Menschen von jeher gefunden — ums Hirtenfeuer, ums Lagerfeuer, um den häuslichen Herd — haben sich von seiner lichten Glut erhellen, durchwärmen und verbrüdern lassen.

Aber wir brauchen dazu ein Mahnwort und ein Zeichen. Denn wir Deutschen sind so schwer zum Zusammenhalt zu bringen. Eigensinn und Streitsucht begleiten uns durch unsere ganze Geschichte hindurch, und sie haben uns schon oft in den entscheidenden Augenblicken nach außen und innen lahmgelegt. Freilich — im Grunde war dieser sprichwörtliche deutsche Zwist immer zugleich ein Mangel an hoher und kraftvoller Führung. Denn man will nichts weggeben, das man nicht in einen höheren Dienst aufgenommen weiß. Heute haben wir diese Zuversicht, haben endlich wieder eine Führung, die uns dafür bürgt, daß das, was wir hingeben, nicht vergeudet ist, sondern daß das Opfer, das wir bringen, wirklich auch dem Ganzen dient. Lassen wir uns also von der Glut dieser Zeit zusammenschmieden — unzerreißbar auch für die Zukunft! Ein Blut, ein Schicksal, ein Weg zur Höhe, die uns bestimmt ist. Darum auch eine Festfeier, ein Zeichen, das uns eint, weithin, soweit die deutsche Sprache gesprochen wird, die deutschen Wälder rauschen, aus deutschem Fleiß Kornfelder blühen oder Hämmer tosen und sich Bauwerke zum Himmel recken!

Mittsommerfeuer! Wir stehen vor der Flamme und lassen den Blick weit in den nächtlichen Umkreis hinausschweifen. Auf zahllosen Höhen brennen heute diese Feuer ins Land. Es ist wie ein Händereichen der Flammen, ein Herüber- und Hinübergrüßen der Funken von Berg zu Berg. Das gibt uns die frohe Gewißheit: wir sind nicht allein. Ein großes Volk hofft und bangt und erhebt sich mit uns im Glauben an den endlichen Sieg der Lichtkraft, an den großen „Tag des Deutschen", von dem einer unserer Seher gesprochen hat; jenen Tag, der gewiß einmal kommen wird, wenn wir nur treu der Flamme dienen, die die ewige Macht in uns angezündet hat.

Bei den Sternen steht,
was wir schwören;
der die Sterne lenkt,
wird uns hören:
eh der Fremde dir
deine Kronen raubt,
Deutschland, fallen wir
Haupt bei Haupt.

Heilig Vaterland,
in Gefahren
deine Söhne stehen
dich zu wahren.
Von Gefahr umringt,
heilig Vaterland,
schau, von Waffen blinkt
jede Hand.

Heilig Vaterland,
heb zur Stunde
kühn dein Angesicht
in die Runde.
Sieh uns all entbrannt,
Sohn bei Söhnen stehen:
Du sollst bleiben, Land!
Wir vergehen!



R. A. Schröder



Paul Schultze-Naumburg, M.d.R.

Deutsche Kunst im Mittelalter

I.

Vorwort der Schriftleitung

Deutlicher als alles sonstige Zeitgeschehen des deutschen Mittelalters, wie es in den letzten Folgen der Reichsschulungsbriefe behandelt wurde, offenbart das Kunstschaffen jener Jahrhunderte die unbändige Schöpfer- und Gestaltungskraft unseres Volkstums und sein Ringen um artgerechte Lebensformen. Wir erleben einen schier unerschöpflichen Reichtum an Gestaltungsfähigkeit, die jeder, auch wenn noch so harten und spröden Materie mit kühnem Willen ihre beseelten Formen gab und so dem toten Stoff edelste Unsterblichkeit verlieh. Was die uns verbliebenen unzähligen Werke mittelalterlichen Kunstschaffens offenbaren, darf nicht auf ein Spezialgebiet für Menschen ganz bestimmter Bildungsgrade und Interessensphären beschränkt bleiben, um dort weiterhin als „für wenige bestimmter Luxus" ein Museumsdasein zu führen, sondern muß immer wieder da einmünden, wo es einst entsprungen ist, nämlich im blutbedingten völkischen Gemeinschaftsleben der Nation, das gerade in den härtesten Kampfzeiten auch die starken Impulse schöpferischer Kulturleistungen hervorbringt. So sind diese uns überlieferten Kunstwerke die Zeugnisse einer stets aufs neue vorbildlichen, auf allen Gebieten des Lebens gleich regsamen Schöpferkraft, die im Kunstschaffen nur nach den höchsten Ausdrucksformen dieses durch reines Blut schöpferisch begnadeten Volkstums suchte. Deshalb ist in der Reihe unserer geschichtlichen Betrachtungen das Thema „Deutsche Kunst im Mittelalter" mit am wichtigsten. Die Betrachtung mittelalterlicher Kunst ist die Zusammenschau des Könnens unserer Ahnen.

Der Führer stellte in Nürnberg im vergangenen Jahr fest: „Die einsame Erhabenheit unserer Dome gibt einen unvergleichlichen Maßstab für die kulturell wahrhaft monumentale Gesinnung dieser Zeiten. Sie zwingen uns, über die Bewunderung des Werkes hinweg, zur Ehrfurcht vor den Geschlechtern, die der Planung und Verwirklichung so großer Gedanken fähig waren . . ." Und Rosenberg schreibt: „Der persönliche und doch typenbildende Geist des 13. bis 15. Jahrhunderts sprach in Dichtkunst, in

Stein und in Holz. An Betten, Schränken, Truhen, Treppengeländern kommt er zum Vorschein. Immer wieder versucht er intim und mannigfach zu sein, immer zeigt er Abscheu vor der allerorts erprobten Form. Er ist ein Hymnus der Individualität auch im Bürgerlichen. Und unterdes singt Walther von der Vogelweide seine unbändigen Freiheitslieder. Wolfram von Eschenbach und Meister Gottfried dichten deutsche Weisen und dann wird ein anderes Mittel zum Ausdruck deutscher Seele: Der Griffel und der Pinsel, die später ihrerseits von Orgel und Orchester abgelöst werden . . ."

All dieses mittelalterliche reiche Kunstringen blieb, wie die Erwähnung der Freiheitslieder Eschenbachs andeutet, auch ein ständiger Kampf gegen fremdvölkische Einflüsse und Beengungen. Wohl war und bleibt neben der finanziellen Macht geistlicher Auftraggeber ein starkes religiöses Empfinden von großem Einfluß auf die künstlerische Gestaltungskraft, weil auch echte Religion nur aus reinem Blut möglich ist, aber das unermüdliche Ringen mit den dogmatischen Einengungen blieb immer die tragische Begleiterscheinung, die oft sogar in sehr drastischen Formen im reichen Kunstwerk geistlicher Bauten versteckt, aber doch eindeutig zum Ausdruck kommt.

Der Schöpfergeist unserer kunstbegabten Vorfahren des 13. bis 15. Jahrhunderts war sich seines eigenen inneren Reichtums und seiner seelischen Kraft bewußt genug, um gegen fremde unangemessene Bevormundung zu rebellieren. Die eigene schöpferische Seele des nordischen Meisters, nicht irgendein Dogma gab den Kunstwerken die Unsterblichkeit. De Coster berichtet im „Tyll Ulenspiegel", der trefflichen Schilderung des Freiheitskampfes Flanderns, wie ein Mönch in Spanien einen vlämischen „Bildschneider, welcher römischer Katholik war", gefangen setzte und dann vor dem königlichen Hofe als Ketzer verbrennen ließ, weil der Mönch „den ausbedungenen Preis für ein Holzbild unserer Lieben Frau verweigert" hatte und der Künstler „dem Bild mit dem Meißel ins Gesicht geschlagen und gesagt hatte, daß er lieber sein Werk zerstören, denn es zum Spottpreis hergeben wollte". So wollen wir lernen, das Kunstleben unserer deutschen Vergangenheit nicht mehr als Delikatesse für Auserwählte, sondern als allen Deutschen gemeinsam gehörigen Reichtum zu betrachten. Unser deutscher Kunstbesitz soll nicht nur Privileg einer „vorgebildeten" Minderheit sein, einer intellektuellen Minderheit, die es auf dem Gewissen hat, daß Kunst lediglich zur Unterhaltung für sogenannte bessere Leute wurde, wo sie nötiger denn je eine lebendige Kraftquelle sein sollte. Dazu gehört allerdings ein völkisches Erwachtsein, das die Kunstwerke nicht nur nach toten Regeln allgemeiner Ästhetik, sondern auch als historische Beweise völkischer Kraft erkennen läßt. Es muß nun wieder Allgemeinerkenntnis des ganzen Volkes werden, daß die auch historische Bedeutung der deutschen Kunst des Mittelalters ein lebendiger Imperativ unserer eigenen Haltung ist, daß wir uns nicht mit einer „stupiden seelenlosen Nachahmung des Vergangenen" begnügen dürfen, wie der Führer in Nürnberg feststellte und durch seine Großbauten beweist. Wir wollen aus der Betrachtung des Alten den Mut und das Selbstvertrauen zum Neuen aus gleichem Blut finden.

Wo.

Herkunft

Der nationalsozialistische Staat bedeutet den größten Umbruch auf dem Gebiet unserer völkischen Gemeinschaftsziele, den die Welt vielleicht je gesehen. Diese völlige Umkehr erfaßt nicht allein die Staatsführung und die Wirtschaft, sondern auch die Geisteswissenschaften. Denn sie sind es ja, die uns die vergangenen und die künftigen Zeiten deuten und uns die Ziele weisen, die mit politischen und wirtschaftlichen Mitteln gewonnen werden müssen. Zur Erreichung dieser Ziele ist es von entscheidender Bedeutung, zu wissen, wer wir sind und woher wir kommen. Die Erbmasse der Vorfahren entscheidet über die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Nachkommen. Deshalb müssen wir uns mit ganz anderer Verantwortung, als dies früher geschah, die Frage vorlegen: wes Art und Gesittung waren die Stämme und Völker, die die Geschicke auf dem Boden unseres Vaterlandes in früher und frühester Zeit bestimmten und deren Blut nicht allein in einem sehr beträchtlichen Anteile unseres Volkes auch heute noch fließt, sondern

auch am nachhaltigsten an den Ruhmestaten der Deutschen beteiligt ist.

Das 19. Jahrhundert, das wir heute das liberalistische nennen, hat bei der Vermeidung und der Beantwortung dieser Fragen eine schwere Schuld auf sich geladen. Es übernahm eine Lehre, die ihm römische Überheblichkeit und jüdischer Zersetzungswille einblies, die Lehre, daß die Deutschen nicht allein aus einer Welt wilden Barbarentums ohne nennenswerte Gesittung herkämen und erst durch die Berührung mit dem Orient („ex oriente lux") durch Übernahme des Christentums und römischer Gesittung zu leidlich brauchbaren Menschen geworden seien, sondern daß auch die Kunst des Mittelalters eigentlich nur eine Nachahmung „romanischer" Form sei.

Eine solche Bewertung müßte schon für eine einzelne Familie oder Sippe, die auf Ehre hält, etwas Unerträgliches bedeuten. Wieviel mehr muß dies für ein ganzes Volk gelten, das mit Recht beanspruchen kann, der Welt die wertvollsten geistigen Güter geschenkt zu haben, die in Form denkerischer Weltschau, naturwissenschaftlicher Erkenntnis, Beherrschung der Naturkräfte in Handwerk und Technik, Gestaltung der Umwelt und dem Aufstellen von Wunschbildern im Kunstwerk heute überall schau- und überprüfbar offen dastehen.

Wendepunkt deutschen Schicksals

In den Reichsschulungsbriefen sind diese Gedankengänge schon von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt worden. Hier soll das Kunstschaffen des Mittelalters untersucht werden. Die Wahl dieses Zeitabschnittes entspringt nicht der Absicht, einfach eine äußerliche Ordnung durch Innehaltung einer Zeitfolge einzuhalten, sondern der Erkenntnis, welche gerade im Mittelalter den Angelpunkt deutscher Kunstgeschichte erblickt. Denn mit diesem Zeitabschnitt werden zum ersten Male zusammenhängende und wohlerhaltene Bauwerke sichtbar, deren Werkstoff den Stürmen der Zeit getrotzt hat, während uns die Gesittung des frühen Germanentums nur in Bruchstücken oder stark zerstörten Resten bekannt wurde. Trotzdem wird an Hand beider der Nachweis der Innehaltung der Blutslinien möglich. Zum anderen ist das frühe Mittelalter die Zeit, in der der Vorgang der Verstädterung in Deutschland beginnt. Die Verstädterung ist für alle Kulturen immer eine Schicksalswende gewesen, die dem Bestand einer Rasse schwere Gefahren und Bedrohung bringt.

Die nordisch-germanischen Stämme bestanden aus Bauern und Kriegern, deren Siedlungsweise der Einzelhof war und blieb. Eine solche Schichtung mußte andere Bauformen und Kunstformen hervorbringen als ein städtisches Leben. Auch in Griechenland waren die indogermanisch-nordischen Stämme, die auf ihren Zügen langsam die ursprüngliche Bewohnerschaft überlagerten, Bauern und Krieger, die ihre Lebensform beibehielten und so auch ihre Hausform (als Holzhaus) mitbrachten. Das ist wichtig, weil diese Form als Kern in den späteren griechischen Tempeln steckt. Die große griechische Kunst tritt noch nicht in diesen frühen Zeiten hervor, sondern erst, nachdem die Polis, die Stadtgemeinde, die maßgebende Gestalt geworden ist und der landbesitzende Schwertadel nun auch in die Aufgaben der Baukunst und der bildenden Kunst eingreift. Solange deren Betreuung der unterworfenen Urbevölkerung überlassen blieb, darf es nicht wundernehmen, wenn die Züge ihres Schaffens ein Gesicht aufweisen, das uns völlig „ungriechisch" anmutet. Ganz ähnlich, wenn auch anderthalb Jahrtausende später als an den Gestaden des Mittelmeeres, beginnt nun auch auf deutschem Boden eine Umschichtung der Bevölkerung, aus der gewisse Teile den Bauernhof verlassen und sich als Ackerbürger, als Handwerker, Kaufleute usw. in neue Gemeinschaftsverbände, die Stadt, zusammenzogen. Erst diese neuen Verbände schufen die Voraussetzungen für eine Kunstbetätigung, die die großen Aufgaben, die Monumentalbauten der Gemeinschaft, lösen konnten und zum ersten Male in vollendeten Menschendarstellungen den nordisch-germanischen Typus künstlerisch sichtbar machten. Der Beginn des Städtebaues fällt zeitlich ungefähr zusammen mit der Übernahme des Christentums, das den Deutschen mit mehr oder minder sanfter Gewalt beigebracht wurde.

Es ist nicht wegdiskutierbar, daß die sittlichen Grundgedanken des nordisch-germanischen Menschen im Widerspruch zur Kirchenlehre stehen, die in Weltentsagung und im Hinweis auf ein anderes unbekanntes späteres Sein den Hauptinhalt ihrer Lehre erblickt. Ihr zufolge mußten

alle Eigenschaften, in denen der nordisch-germanische Mensch seine höchsten Tugenden erblickte, in ihr Gegenteil umgebogen werden. Statt Ehre, Stolz und Herrentum verlangt man Demut und Unterwürfigkeit; Kraft und Gesundheit gelten vor Gott nichts, aber Armut und Elend sind ihm wohlgefällig, denn ihre Träger sind bevorzugt und Anwärter des Himmelreichs. Dem höchsten Wert der Sippe: einer zahlreichen und tüchtigen Kinderschar, wird als das Bessere die geschlechtliche Enthaltsamkeit und damit freiwilliger Verzicht auf den bisherigen Sinn des Lebens, die ewige Dauer des Geschlechts, gegenübergestellt. Es kann keinem folgerichtigen Denken unerkannt bleiben, daß gegenüber solchen Zielen dem nordischen Volke, das ganz auf dem Bekenntnis zu Blut und Boden stand, nur drei Wege übrigblieben: entweder Aufgabe seines Selbst, Heuchelei oder Kampf. Der beste Teil des Volkes wählte den Kampf. Es ist an anderer Stelle schon beschrieben worden, wie dieser Kampf den Germanen fast unheilbare Wunden schlug und zu der beginnenden Entnordung führte, deren unheilvolle Folgen wir bis auf den heutigen Tag zu spüren haben.

Dieser Vorgänge muß man sich bewußt bleiben, wenn man die Kunst des Mittelalters richtig sehen will. Denn Wesen und Schicksal eines Volkstums finden ihren klarsten Ausdruck in den Werken seiner Kunst. Nichts ist aber für das Gesicht der mittelalterlichen Kunst entscheidender als die beiden Gegenpole Germanentum und Christentum, die durchaus nicht immer die harmonische Ehe eingingen, die man häufig annehmen möchte, sondern die im besten Falle nebeneinander hergingen, gar oft aber auch einen Krampf erzeugten, der seltsame Verzerrungen hervorbrachte. Ohne diese Erklärung würde man sehr viele Erscheinungen der mittelalterlichen Kunst nicht verstehen.

Zeugen der Vergangenheit

Nun liegt uns das künstlerische Schaffen des Mittelalters durchaus nicht einfach in einer lückenlosen Reihe wohlerhaltener Werke vor Augen, die eine zusammenhängende Chronik bildeten, in deren Seiten wir nur zu blättern brauchten. Man muß deshalb zunächst einmal über den erhaltenen Bestand der Kunst der Germanen eine kurze Übersicht geben, die wenigstens zum Teil erklären wird, weswegen die heutigen Deutschen im allgemeinen immer noch so erstaunlich wenig von allem Wesen und den Werken der deutschen Vergangenheit wissen.

Wir müssen in der frühgeschichtlichen Kultur der Germanen und der Kunst des Mittelalters eine Einheit erkennen lernen. Die erstere ist uns allerdings nicht in unversehrtem Zusammenhange, sondern nur in Bruchstücken erhalten.

Hausgeräte, Schmuck, Waffen – besondere Ruhmesblätter in der Geschichte des Germanentums – sind durch die Wissenschaft des Spatens in immer steigender Zahl dem Boden entrissen worden und erzählen uns oft aus ihren Resten so viel, daß nun Zusammenhänge sichtbar werden, die noch vor etlichen Jahrzehnten in Dunkel gehüllt waren. Sagen und Heldengedichte ergänzen uns dabei manches, was sich dem leiblichen Auge entzog. Der wesentlichste Teil einer Kultur, die Bauten, sind bis auf ganz kümmerliche Reste, die eigentlich nur in Fundamenten bestehen, so gut wie verschwunden. Das findet seine Erklärung darin, daß der Baustoff der Germanen das Holz war und auch bis weit in das Mittelalter hinein blieb. Das Holz hat zwei Feinde, das Wasser und das Feuer. Während die marmornen Meisterwerke der Vettern der Germanen, der nordischen Stämme auf dem Boden Hellas, auch heute noch zu gewissen Teilen lebendig unter dem blauen Himmel stehen, zerstörten jene Elemente im Lauf der Jahrhunderte, was auf unserem heimischen Boden entstanden war. Das Holz ist aber auch zu den Zeiten, als für die Sakralbauten der Steinbau allgemein geworden war, für die Wohnbauten bis ins 17. Jahrhundert überwiegend üblich gewesen.

Holzbau

Man darf daraus nicht ohne weiteres an eine Minderwertigkeit des Baustoffes Holz denken. Wenn man seine Eigenschaften genau betrachtet, so darf es nicht wundernehmen, daß das Holz nicht allein in den Frühzeiten, sondern durch die ganze deutsche Geschichte bis auf den heutigen Tag der Lieblingswerkstoff des nordischen Menschen geblieben ist. Das Holz entsprach schon deswegen dem Sinn des Germanen ganz besonders, weil es der natürliche Baustoff aus den Wäldern war, deren hochstämmige Hallen mit



Das Gürtel- oder Hafenhaus in Nördlingen (frühmittelalterlich, vor dem 12. Jahrhundert)

ihrem dichten Blätterdach und ihrem geheimnisvollen Rauschen seinen Lebensraum bildeten. Nur dürfen wir uns das nicht so vorstellen, als wäre er ausschließlich Waldbewohner gewesen. Er brauchte selbstverständlich zur Deckung seiner Bedürfnisse als Ackerbauer das gerodete Land, innerhalb dessen sein Hof lag. Neben dem mußte er aber auch seinen Wald hegen, der ihm für seine Bedürfnisse unentbehrlich war. Aber auch rein nach dem Gebrauchswert betrachtet, ist das Holz einer der herrlichsten Werkstoffe, das in seiner Weise dem Stein nicht nachsteht. Es ist hart und dabei doch bildsam; fest, dabei aber nicht brüchig, sondern zäh und geschmeidig, so daß man mit ihm Spannweiten überbrücken kann, über denen ein Steinbalken von gleicher Stärke längst brechen müßte. Es ist an Gewicht nicht entfernt so schwer wie Stein und läßt sich leicht in seinen einzelnen Werkteilen miteinander verzapfen, verzahnen, durch Nägel verbinden und sich so zu einem unerschütterlichen Gerüst verbinden, das Erdbeben trotzt, unter denen der Steinbau längst zusammenstürzen würde. Es läßt sich sägen, beilen, schneiden, stechen, kerben, schnitzen und nageln. Es ist ein schlechter Wärmeleiter, weshalb es in Holzbauten behaglich warm ist. Seine Oberfläche läßt sich glätten, tönen, bemalen und bleibt

immer für den Tastsinn angenehm. Es verwittert zwar im Freien, aber bei harten Hölzern doch nur sehr langsam. Auch läßt sich dieser Vorgang durch besondere Behandlungsweisen wesentlich aufhalten. Es nimmt an der Luft die schönste silbergraue Färbung an, so daß es mit der umgebenden Landschaft den herrlichsten Einklang gibt. Auch geht von dem gewachsenen Holz immer etwas Lebendiges aus, während man dem kristallinischen Steine das Erstarrte anfühlt. Das wird besonders beim Holze fühlbar durch den frischen würzigen Geruch, der von ihm ausgeht. Kein Wunder also, daß das Holz nicht allein der Baustoff des frühen Germanentums war, sondern seine Brauchbarkeit auch weiterhin bis auf unsere Tage bewährte.

Steinbau

Es wäre Geschichtsfälschung, wollte man leugnen, daß die in Germanien seßhaft gebliebenen Germanen die Technik der Steinbehandlung von den Römern, oder richtiger: von den Trägern römischer Kultur, lernten. Die Verbindungen zwischen dem Norden und dem Süden setzten schon ziemlich früh ein und blieben nicht allein auf kriegerische Auseinandersetzungen beschränkt. Es ist durchaus zu verstehen, daß ein so hochbegabtes Volk wie die Germanen sich verhältnismäßig rasch in den Besitz einer Technik wie der der Steingewinnung und des Steinbaues setzte. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit blutbedingte Beziehungen dabei von entscheidendem Einfluß waren. Die römisch beherrschten Nordafrikaner übernahmen die Bautechnik nicht. Der Boden Deutschlands bot köstliche Schätze an allerlei Gestein, wenn auch nicht gerade Marmorarten wie die, aus denen hellenische Tempel meist gebaut waren. So sehen wir den Steinbau langsam auch unter den Händen der Germanen in Deutschland sich verbreiten. Nun wäre es ein Irrtum, anzunehmen, daß er einfach den altgewohnten Holzbau verdrängt hätte. Ganz im Gegenteil blieb bis in das späte Mittelalter der Holzbau für weltliche Bauten, sogar für Wehrbauten, von Bedeutung. Der germanische Steinbau ist anderseits auch nicht einfach eine Kopie des römischen, sondern zeigt neben den statischen Grundformen, wie sie aus dem Wesen des Werkstoffes hervorgehen, überall durchaus germanische Formensprache, die man sogar der Reihe nach als aus den jahrtausendelang beim Holzbau verwendeten Formen herleiten kann. Wenn wir uns nach Zeugen der frühesten, uns erhaltenen Bauten auf deutschem Boden umsehen, so bleibt allerdings nicht viel zu melden. Die ältesten Bauwerke stammen vom Ausgang des 8. Jahrhunderts, sind also unter dem Frankenkaiser Karl dem Ersten errichtet. Es sind meist Sakralbauten, die schon eine weitgehende Beherrschung des Steinbaues zeigen. Wenn auch diese Werke (oder oft nur die Reste von solchen) auf einem Boden weit außerhalb des heutigen Deutschlands stehen, so sind sie deshalb nicht weniger als echt germanische Werke zu betrachten und zu werten. Zum Verständnis der Kunst des deutschen Mittelalters sind sie ohne weiteres mit heranzuziehen und zu würdigen, denn sie vermitteln uns nicht weniger als die auf deutschem Boden stehenden Bauten von dem heldischen Lebensgefühl, das den Grundzug des nordisch-germanischen Menschen bis auf den heutigen Tag bildet. Das, was uns aus dieser Zeit der germanischen Welteroberung erhalten geblieben ist, sind allerdings nur die in wuchtigste, monumentale Form gebrachten Bauten, die gleichsam für die Ewigkeit bestimmt waren. Das sind Königspaläste, Grabmäler und Kultbauten. Nun besteht die völkische Kultur ja nicht allein aus Palästen und Kultbauten, sondern auch die Behausungen, Wehrbauten, technische Werke usw. sind von gleicher Bedeutung.

Bäuerliche Besiedlung

Für die Kenntnis des Wohnhausbaues im Mittelalter können wir uns nur mit Schlußfolgerungen aus anderen späteren Bauten helfen, von denen man mit Berechtigung annehmen muß, daß sie sich in ihren Formen nicht wesentlich geändert haben. Denn die frühesten, uns auch nur in Resten erhaltenen Wohnbauten reichen kaum weiter als in den Beginn der Frühgotik. Und doch können wir uns über die Bauart des Wohnhauses ein mehr als nur ungefähres Bild machen, wenn wir die niederdeutschen Bauernhöfe heranziehen, wie sie nicht allein in sehr alten Beispielen noch erhalten sind, sondern auch durch alle späteren Zeiten fast unverändert weiter errichtet worden sind. Ihre Bauart erzählt uns zum mindesten davon, wie der „Edelhof" (den



Dom
1250)

Kopf des Reiters am Dom zu Bamberg (Anf. des 13. Jahrh.)

Aufn.: Prof. Hege, Staatl. Kunsthochschule, Weimar



Der Godehardsschrein im Hildesheimer Domschatz (1132)

Lübecks Wappen. Holzschnitzerei im Bürgermeisterstuhl

Alle Aufn

Marientor zu Naumburg a. S.
(östl. Stadttor, 1446 von Brosius Weiße)



Stadtporta



Buchdeckel in Elfenbeinplastik
(jüngere Metzer-Schule, 16. Jahrh. Fassung eines Elfenbeinreliefs, 9. Jahrh.)

Reliefs einer Toreinfahrt
Remagen (um 1200)





im Bürgermeisterstuhl der Marienkirche, (1520)

Alle Aufnahmen dieser Seite: Stoedtner



Chorschranke Liebfrauenkirche, Halberstadt (Ende des 12. Jahrh.)



Reliquienkasten Heinrich I. (Anf.10.Jahrh. Elfenbein)

Stadtportal vom St. Jakob, Regensburg, (1180)

el in
plastik
etzer-
ahrh.
es Elfen-
9. Jahrh.)

ner Tor-
um 1200)



Die schöne Bärbel von Ottenheim
von Nikolaus Gerhaert von Leyden
(1463 Straßburg) Aufnahmen: Stoedtner

…eidenbrokat
…us Regensburg (13. Jahrh.)

Uta vom Naumburger Dom
Westchor (um 1250)

wir heute wohl den Erbhof nennen) unserer Vorfahren ausgesehen hat. Denn die Bevölkerung bestand ja eigentlich allein aus Bauern, und auch die Fürsten und Führer waren in ihrem Stande immer Bauern, wie ja auch Homer seine Fürstensitze als bäuerliche Höfe schildert, auf denen die Haltung der indogermanischen Haustiere, Pferd und Schwein, stets eine wichtige Rolle spielt. Dem Bauernhof sehr ähnlich werden wohl auch zunächst die Bauten der Bewohner gewesen sein, welche die ersten Siedlungen gründeten, aus denen sich dann deutsche Städte entwickelten. Die Umwandlung dieser ländlichen Bauart in eine städtische folgt der Raumaufgabe, wie sie sich aus der veränderten Wirtschaftsform ergibt. Der Einzelhof stand fast immer allein, selten in auch nur losem Verbande mit Nachbarhöfen.

Städtebau

Mauern wurden erst notwendig, als sich die Deutschen nach dem Vorbilde der Römer, die sich am Rhein eingenistet hatten, in Städte zusammenschlossen. Die Städtebildung löst sich von der unmittelbaren Ernährungsgrundlage des Bauern ab und sucht in der Zusammenfassung von Handel und Gewerbe eine neue Wirtschaftsform. Je ausgebildeter das Verkehrswesen ist, um so weiter kann es sich von der Ernährungsgrundlage entfernen und desto größer können die Zusammenballungen von Einwohnern werden. So entsteht allmählich eine neue künstlerische Form der Baukunst, die mittelalterliche Stadt. Sie muß man zunächst ins Auge fassen, denn erst aus und in ihr entstehen die zahlreichen Einzelformen der Künste, wie wir sie dann im Gesamtbilde des Mittelalters finden. Um dieses Gesamtgebiet zu überschauen, sei zunächst einmal ein Blick auf die sich hier bietenden Aufgaben gegeben.

In der B a u k u n s t entstehen nun die Paläste, Kirchen und Dome, Rathäuser, Speicher, Burgen, Wehranlagen, Mühlen, Bürgerhäuser, Tanzhäuser, Badehäuser und dergleichen, von denen dann weiterhin noch eingehender die Rede sein muß.

Zu der Baukunst tritt dann die aus dem gleichen Werkstoff, dem Holze und dem Stein, schaffende B i l d h a u e r k u n s t hinzu, die sich im 13. Jahrhundert zu einer auch später nie mehr erreichten Höhe entwickelt. Sie beginnt als ein Teil der Architektur, in der sie sich aus der Schmuckform entwickelt, um sich schließlich von ihr loszulösen und Einzelwerk zu werden.

Die M a l e r e i tritt erst weit später als selbständige Kunst auf. Sie geht aus einer Betätigung hervor, die gar nichts mit der Baukunst zu tun hat: der „Illuminierkunst" oder, wie wir heute sagen würden, dem Buchschmuck und der Illustration. Die Form der Buchmalerei (Miniaturmalerei) geht auf sehr alte Zeiten zurück. Ihre Anfänge finden wir wohl in den Totenbüchern der Ägypter. Schon im 4. Jahrhundert beginnt sie in Europa eine wichtige Rolle zu spielen, ja sie bedeutet lange Zeit eigentlich die einzige, von einem Nutzweck losgelöste, Kunstübung, wenn ihre Meister damals auch noch nicht Maler, sondern Schreiber genannt wurden. Denn ihre Aufgabe bestand ja im Abschreiben der Texte, die dann mit Initialen und bildlichen Darstellungen geschmückt wurden. Die Kunstgeschichte unterscheidet zwischen verschiedenen Stilen (die vorkarolingischen, die karolingischen und die ottonischen Miniaturisten usw.). Eine der bedeutendsten Schulen befand sich auf der Insel Reichenau im Bodensee, auf der wir auch die ältesten erhaltenen deutschen W a n d m a l e r e i e n finden. (Bildteil Schulungsbrief 11/35 zeigte Buch- und Wandmalereien.) Die großen Mauerflächen, welche die frühen germanischen Steinbauten mit ihren verhältnismäßig kleinen Fensteröffnungen boten, regten zur neuen Darstellungsweise der Wandmalerei an. Diese hielt sich im Stile der gleichzeitigen Buchmalerei und steht neben den M o s a i k e n, mit denen die germanischen Stämme (Ostgoten) in Ravenna in Berührung gekommen waren. Leider ist wenig von frühmittelalterlichen Wandmalereien erhalten, und das meiste Erhaltene ist durch Übermalungen so entstellt, daß man sie kaum als einwandfrei betrachten kann.

Mit der Beherrschung der Mittel des Steinbaues weiten sich die Räume, und die Fensteröffnungen werden immer größer. Damit schwinden die Mauerflächen, und die Wandmalerei tritt zurück. Die nun aber immer mehr wachsenden Fensteröffnungen werden durch die Erzeugnisse der neuentstehenden Glastechnik ge-

schlossen. Ihre kleinen Scheiben werden durch Bleiverbindungen zu mosaikartigen Flächen zusammengefaßt. Die Kunst, farbige Gläser herzustellen, führt dann zu dem herrlichen Bildmosaik der G l a s f e n s t e r , die sich später zur eigentlichen Glasmalerei ausbildet und zu einer der wesentlichsten Erscheinungen der deutschen Dome gehört.

Etwas anders geht die Entwicklung auf italischem Boden vor sich, auf dem durchaus dasselbe nordische Blut als kulturbestimmende Schicht wirkte, wovon weiter unten noch ausführlich die Rede sein muß. Hier entwickelt sich der Hauptzweig der gesamten Kunstübung, das monumentale Wandbild seit dem 13. Jahrhundert, um den Höhepunkt im 15. Jahrhundert zu erlangen. Bis zu dieser Zeit, die in der Kunstgeschichte die i t a l i e n i s c h e F r ü h r e n a i s s a n c e heißt, aber mit Italien im wesentlichen nur die geographische Kennzeichnung gemeinsam hat, herrschen hier nordisch-germanische Züge. Erst mit dem 16. Jahrhundert beginnt die Entordnung. Und mit ihr nimmt auch die Kunst auf italischem Boden immer mehr westisch-dinarische Züge an, die für die dortige H o c h - und S p ä t r e n a i s s a n c e sowie für das B a r o c k so bestimmend sind.

Werke des Handwerks

Das Gebiet, das wir nach heutigem Sprachgebrauch die b i l d e n d e n K ü n s t e nennen würden, die ihren Boden im Mittelalter ganz im Handwerk hatten, ließ neben ihnen noch eine Reihe anderer künstlerisch-handwerklicher Berufe aufblühen, deren Erzeugnisse in ihren höchsten Spitzen zum selbständigen Kunstzweig werden. Dazu gehört vor allem die G o l d s c h m i e d e k u n s t. Die Bearbeitung des Goldes und anderer Edelmetalle durch Guß und Treiben war den Germanen nichts Fremdes. Hatten sie doch auf diesem Gebiet völlig Eigenes in hochwertigsten Formen hervorgebracht. Auch die Zeiten der Völkerwanderung zeigen uns die Germanen noch als Meister der Kunst, Fibeln, Becher und vor allem Waffen mit goldenen Teilen zu schmücken, die oft genug zur Fassung edler Steine dienten. Seit der Karolingerzeit wandte sich diese Kunst überwiegend kirchlichen Zwecken zu und schuf, oft stark unter byzantinischen Einflüssen stehend, in Altarverkleidungen, Kreuzen, Kelchen, Leuchtern, Schüsseln, Monstranzen und Reliquiaren Werke von hoher künstlerischer Vollendung. Da sich der Formenkreis auch auf die menschliche Figur ausdehnte, wurde die Goldschmiedekunst häufig die Wiege für große Maler und Bildhauer. Auch D ü r e r kommt von der Goldschmiedekunst her.

In Verbindung mit ihr blüht die E l f e n b e i n s c h n i t z e r e i , die ebenfalls uralt ist. Seit der Karolingerzeit entstehen vor allem Buchdeckel und Reliefs, Bischofsstäbe, Schachfiguren und dergleichen, die ebenfalls oft die Überleitung zur eigentlichen Bildhauerkunst darstellen.

Zielrichtung des Kunstschaffens

Bilden diese kurz angeführten Fertigkeiten das Hauptbetätigungsfeld mittelalterlicher Kunst in Deutschland, so ist es nun nötig, sich mit dem zu befassen, was den stofflichen und geistigen Inhalt dieser Werke bildet. Denn auch Kunst kann nicht als Selbstzweck gedacht werden, sondern immer nur als ein Mittel, d e m Form und Gestalt zu geben, was als innerste Sehnsucht die Herzen eines Volkes erfüllt. Die Anschauung, in der Kunst eine von Volkstum und Rasse losgelöste Leistung an sich zu erblicken, die in dem einstigen Literatenrufe „L'art pour l'art" ihr Losungswort gefunden hatte, ist unserer heutigen Vorstellung vom Wesen der Kunst etwas völlig Fremdes geworden. Durchwandern wir mit der Absicht, aus der Kunstform in mancherlei Gestalt ein Bild von der leiblichen Beschaffenheit und dem geistigen Drang unserer Vorfahren zu gewinnen, die Räume Deutschlands mit einem Blick in die Länder, deren Gestalt und Formengebung zur Zeit der Völkerwanderung und in ihren blutsmäßigen Auswirkungen bis ins 16. Jahrhundert hinein maßgebend von Germanen bestimmt wurden. Dazu gehören bekanntlich außer der eigentlichen Heimat der Germanen im Norden und den fränkischen Siedlungsgebieten im Westen auch große Teile der Donauländer, der Balkanhalbinsel bis Byzanz, Italien mit Sizilien, Spanien, das Vandalenreich in Afrika. Als Hauptaufgabe bleibt hier aber die Blüte mittelalterlicher Kunst auf deutschem Boden zu betrachten.

Das Haus als Keimzelle aller Baukunst

Die Aufgabe ist so groß, daß wir uns im Rahmen eines Schulungsbriefes mit der Kennzeichnung der Entwicklung im großen begnügen müssen. Schon die Anführung der wichtigsten Werke würde weit über den hier gesteckten Umfang hinausgehen. Um ein Bild von der Wohnweise des wehrhaften germanischen Bauern zu gewinnen, müssen wir uns heute noch benutzte Erbhöfe ansehen, wie sie uns in Westfalen, Oldenburg, Hannover, Friesland, Schleswig und Holstein begegnen, also den Gebieten, in denen die Rasse der Germanen auch heute noch mehr oder weniger rein erhalten ist. Das sind zwar Bauten, die in ihrem stofflichen Bestand nicht entfernt an frühgermanische Bauten heranreichen. Aber es gibt keinen Stand, der bei gleichbleibendem Blute zäher an der gewohnten Form festhält als der Bauer. Und da seine Arbeitsweise sich kaum wesentlich ändern kann, ist auch die Form seines Wohnhauses wohl nicht allein durch die Jahrhunderte, sondern durch die Jahrtausende erhalten geblieben. So ungefähr, bestehend aus dem Erdgeschoß mit Halle (Flett) und Tenne, Wohnräumen und Ställen, überragt von dem riesigen Sattel eines Strohdaches, in dem die Futtervorräte aufbewahrt werden, wird auch der germanische Hof ausgesehen haben.

Diese Bauten waren, wie oben ausgeführt, ausschließlich Holzbauten, zum mindesten Holzgerüstbauten, deren Wände, je nach den Gegenden, mit Lehmflechtwerk oder auch ganz mit Holz gefüllt wurden. Dieses Holzfachwerk mit seinen Verbindungsweisen („Verbände") hat sich als Fachwerkbau bis auf den heutigen Tag gehalten. Aber über die bloße Konstruktion hinaus zeigen all diese Bauten eine Formendurchbildung, die von einer reichen Phantasie und echt nordischer Gestaltungskraft zeugen. Ihr Stil ist, wie in jeder lebendig gewachsenen Kunst, ganz aus den Besonderheiten des Baustoffes herausgewachsen. Die handwerkliche Anfangsstufe ist immer der lange Balken, wie er von der Säge herkommt oder in frühen Zeiten mit dem Beil bearbeitet wurde, während der Steinbau aus sehr vielen kleineren und vor allem kürzeren Stücken zusammengesetzt werden muß. An diesem Balken läßt sich nach der Arbeitsweise des Zimmermanns werkgerecht nichts erhöhen oder anheften, sondern alles muß vertieft (durch Kerbschnitt) in die Fläche des Balkens hineingearbeitet werden. Und so finden wir die reiche Formenwelt des Germanen mit ihren Wülsten und Kehlen, Bändern und Flechtwerk, Stabwerk als „Taustab", Leisten, halben und ganzen Rädern (Sonnenrädern), Fächerform, Rosetten und geschnitzten Balkenköpfen. All diese Formen bleiben aber durchaus nicht auf das frühe Germanentum beschränkt, sondern begleiten den Holzbau durch das ganze Mittelalter, ja weit über dieses hinaus, um erst im Laufe des 17. Jahrhunderts zu verschwinden.

Übertragung und Erhaltung des germanischen Formenschatzes im Steinbau

Es ist nun sehr aufschlußreich, zu beobachten, daß man dem gesamten Steinbau der Germanen es deutlich ansieht, daß er vom Zimmermann herkommt. Denn er beruht nicht auf den Gesimsbildungen, wie sie das blendende Sonnenlicht und der helle Marmor in der Antike forderten, sondern man erkennt deutlich, wie die germanische Holzzierform auch hinter den steinernen Gebilden steckt, in denen all die als Holzformen genannten Figuren wiederkehren. Auch wo es sich um Architekturteile handelt, für die die Antike einen festgefügten Schatz von Formen vorgearbeitet hat, wie Knauf, Schaft und Sockel der Säule, bleibt der Germane seiner Welt treu und paßt das ihm Vertraute dem Steine an. Das geschieht nicht allein bei den Bauten auf deutschem Boden, sondern auch bei den Monumentalbauten, wie sie die West- und Ostgoten auf neuer Erde erbauten. Ihre artgemäße Form hat sie überall hinbegleitet. Als eines der seltsamsten und großartigsten Werke dieser Art muß immer das Grabmal Theoderichs in Ravenna gelten, das er sich selbst noch vor seinem Tode errichtete, das also noch vor dem Jahre 526 entstanden sein muß. Es ist zugleich ein herrliches Denkmal des heldischen nordischen Geistes, wie er die Ostgoten erfüllt haben muß. Seine ganze Haltung ist derartig nordisch-germanisch, daß selbst die Tatsache, daß fremde Handwerker bei seiner Errichtung mitgearbeitet hätten, nichts

an dem Geiste ändert, aus dem es geboren wurde. Es steht heute noch leidlich unversehrt, wenn auch in unschöner Umgebung, gleichsam in die Erde versenkt und mit etlichen unpassenden Zutaten versehen, zwischen kümmerlichen Anlagen halb im Felde hinter dem Bahnhof. Die Bearbeitung und Aufbringung der aus einem einzigen Steinblock bestehenden Kuppel mit einem Durchmesser von 11 Metern — vielleicht ein Zurückerinnern an die alte Begräbnisweise der Germanen — allein schon würde dem technischen Können der heutigen Zeit einiges Kopfzerbrechen verursachen. Auch der in seinen Resten noch erkennbare Palast Theoderichs ist als eine der frühesten Kaiserpfalzen zu werten, wie sie später so zahlreich auf deutschem Boden entstanden.

Es ist bedauerlich, daß der Frankenkaiser Karl der Erste, dessen Gestalt uns heute in anderem Lichte erscheint, als ihn die Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts sah, offenbar die Bauten Theoderichs in Ravenna in freventlicher Weise plündern ließ, um mit den Einzelheiten seine Residenz Aachen zu schmücken.

Der germanische Stil

Eine ebenso überholte geistige Einstellung, wie wir sie in der liberalistischen Weltanschauung gegenüber den Werken des Deutschtums häufig antreffen, kehrt in einer Bezeichnung wieder, die ebenfalls eine Prägung des 19. Jahrhunderts ist: die Bezeichnung „romanisch" für das Bauschaffen der Zeitspanne vom 8. bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts. (Ihre ersten Anfänge werden meist als karolingische Kunst bezeichnet.) Da gerade diese Bauten germanisches Wesen in besonders reiner Ausprägung zeigen, ist es Pflicht eines Volkes, das sich von neuem seiner blutsmäßigen Herkunft bewußt geworden ist, solche völlig irreführenden Bezeichnungen aufzuheben. Für die Kennzeichnung einer Erscheinung kann man kaum den Namen einer Gesittung wählen, welcher die Erscheinung zwar beeinflußte, sie selbst aber in keiner Weise hervorgebracht hat. Das morsche Römerreich, das schon im 4. Jahrhundert vor dem Ansturm der Germanen völlig zusammenbrach, kann wirklich nicht den Ruhmestitel für sich in Anspruch nehmen, noch hinterher geistig all die Werke gezeugt zu haben, die den Ausdruck der glücklichsten Jahrhunderte, die Deutschland erlebte, bilden. Dem Geist dieser Jahrhunderte verdanken wir die endliche Volkwerdung einer Rasse, die vordem nur aus Stämmen bestand, und die Verwirklichung der Idee einer einheitlichen Führung. Mag all das auch nur unter einzelnen Kaisern zur Tat geworden sein und mag auch alles Erreichte dann unter dem Einfluß fremder Mächte und deutscher Zwietracht gar zu bald wieder dahinsinken: die Erinnerung und die Sehnsucht nach der Herrlichkeit der Kaiserzeit hat den Deutschen nie verlassen, und es gibt vielleicht keine andere Zeit als die, welche wir die Romantik (wieder, welch seltsame und schiefe Bezeichnung!) nennen, die stärker an dieser Sehnsucht gelitten hat. Was auch sie zur Erfolglosigkeit verurteilte, war nicht der Gegenstand ihrer Sehnsucht, sondern der Weg, auf dem sie ihr Ziel zu erreichen hoffte, indem sie glaubte, sich aus einer trostlosen Gegenwart in ein Traumland der Vergangenheit flüchten zu müssen, anstatt das zu tun, was Adolf Hitler tat: die Gegenwart selbst anzupacken und ihr sein Wunschbild aufzuzwingen.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)



Bank aus Alpirsbach, 12. Jahrhundert
(Stuttgart, Schloßmuseum)

ABC der Aussenpolitik

Demarkationslinie bezeichnet eine festgelegte Abgrenzungslinie, bis zu der eine spätere Okkupation (Besetzung oder Besitzergreifung) geplant ist. Namentlich in der Kolonialgeschichte ist oft von Demarkationslinien zur Abgrenzung von Interessensphären die Rede.

Dementi (französisch: Widerruf, Ableugnung, Berichtigung), Richtigstellung, Widerlegung unwahrer Behauptungen und Gerüchte, hauptsächlich gegenüber Pressemeldungen angewandt. Oft auch mit Vorsicht aufzunehmen, da zur Verschleierung politischer Absichten und zur Vermeidung von Störungen begonnener Verhandlungen in der internationalen Politik gelegentlich Dementis gegeben werden, die dem Sachverhalt nicht entsprechen. Anekdotisch wird behauptet, daß ein Dementi der zuverlässigste Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Behauptung sei.

Enquête (franz. Untersuchung zur Beschaffung tatsächlicher Unterlagen). Häufig erfolgen solche Enquêten in Form einer schriftlichen Rundfrage, auch durch Versendung von Fragebogen. Gelegentlich hat z. B. der Völkerbund, Untersuchungskommissionen an Ort und Stelle gesandt: so die Enquêtekommission („Studienkommission") nach dem Fernen Osten zur Untersuchung der tatsächlichen Lage in dem Mandschureistreit zwischen China und Japan. Auch wirtschaftliche Enquêten, z. B. über die deutsche Wirtschaftslage und Leistungsfähigkeit, sind mehrfach veranstaltet worden.

Expansionspolitik (lat. expansio — Ausdehnung). Bezeichnung für eine aggressive (angreiferische) auswärtige Politik, die zielbewußt auf Gebietserweiterung ausgeht. Wenn sich diese im friedlichen, vertraglichen Wege nicht erreichen läßt, schreckt die Expansionspolitik auch vor gewaltsamer Eroberung nicht zurück. Eine Form der Expansionspolitik ist die Pénétration pacifique, Frankreichs Versuch, sich noch nach dem Friedensdiktat in den Besitz des linken Rheinufers zu setzen. Die sowjetrussische Politik in der Mongolei und in China, Japans Vorgehen auf dem ostasiatischen Kontinent, sind typische Beispiele aus neuerer Zeit für Expansionspolitik.

Adolf Hitler: „Unsere volkliche Lehre sieht in jedem Krieg zur Unterjochung und Beherrschung eines fremden Volkes einen Vorgang, der früher oder später den Sieger innerlich verändert und schwächt und damit in der Folge zum Besiegten macht." Reichstagsrede vom 21. Mai 1935.

GPU. Abkürzung für Gossudarstwennoje politittschesko je uprawlenije (russisch) = „Staatliche politische Verwaltung". Bezeichnung für die beispiellos brutale und mit den blutigsten Methoden arbeitende sowjetrussische politische Geheimpolizei. Die GPU. ist 1922 an die Stelle der Tscheka getreten; seit 1923 heißt sie amtlich OGPU. (Objedinennoje GPU. = Vereinigte staatliche politische Verwaltung); im Juli 1934 wurde aus der OGPU. ein neues Volkskommissariat für innere Angelegenheiten der Sowjetunion gebildet, dadurch wurde der GPU. ihr außerordentlicher Charakter genommen und sie fester in den staatlichen Verwaltungsapparat eingegliedert. Das neue Kommissariat darf jedoch keine Todesstrafen verhängen. Die Etatmittel der OGPU. betragen im Haushaltsjahre 1935/36 1,6 Milliarden Rubel.

Irak, das frühere Mesopotamien, ehemals türkisches Gebiet, nach dem Weltkriege englisches Mandat, seit 1932 selbständiges arabisches Königreich mit rund 3 Millionen Einwohnern.

Iran. Mit dem Beginn des neuen persischen Jahres (1. Farvardine 1314 — 22. März 1935) bezeichnet sich Persien, alter Überlieferung entsprechend, im Verkehr mit dem Ausland als Iran.

Reparationen, fälschlich „Wiedergutmachung" genannt — in Wahrheit die durch das Versailler Diktat Deutschland auferlegten Kriegskontributionen. Den von Deutschland zu fordernden Gesamtbetrag wagte man nicht zu nennen, auch hätte man sich darüber in Versailles kaum einigen können. Er sollte später bestimmt werden. In Frankreich sprach man noch 1920 offiziös von 800 Milliarden Reichsmark (C'est le boche qui paiera — der Boche bezahlt). 1919 hatte Lloyd George bei den englichen Khakiwahlen (so genannt, weil sie unmittelbar nach dem Kriege, sozusagen noch im Zeichen der englischen Khaki-Uniformen, stattfanden) 480 Milliarden Mark gefordert. Dabei betrug das gesamte deutsche Volksvermögen vor dem Kriege nach der Schätzung Dr. Helfferichs (1911) 310 Milliarden, von denen der Krieg und seine Auswirkungen sowie die Erfüllungen der Waffenstillstandsbedingungen mindestens die Hälfte vernichtet hatten. Nachdem bereits 1920 auf einer Konferenz der Alliierten in Boulogne die von Deutschland zu leistende Reparationssumme auf 269 Milliarden Mark beziffert war, wurde endlich in der Pariser Konferenz im Januar 1921 die endgültige Summe festgesetzt: 226 Milliarden Goldmark, dazu 12 vH. der gesamten deutsche Ausfuhr — zahlbar in 42 Jahren. Aber auf deutschen Einspruch gegen die irrsinnige Höhe dieser Kriegsentschädigung ermäßigte die sogenannte Reparationskommission sie im April des gleichen Jahres auf „nur" 132 Goldmilliarden (das Dreieinhalbfache des gesamten Goldvorrats der Erde), deren Annahme durch das Londoner Ultimatum vom 5. Mai 1921 von Deutschland erzwungen wurde. Deutschland konnte diese Forderung nicht erfüllen; es kam 1923 zum Ruhreinbruch, der die deutsche Währung ruinierte und die deutsche Wirtschaft mit dem völligen Zusammenbruch bedrohte. Aber schon damals erkannte die Welt zu ihrem Schrecken, daß ein Zusammenbruch Deutschlands der Zusammenbruch Europas, vielleicht der Welt, sein würde. Seit 1923 ist bei den Tributforderungen der Entente dann mehr die wirtschaftliche Erfüllungsmöglichkeit berücksichtigt worden. Amerikanische Sachverständige arbeiteten zweimal Zahlungspläne aus, nach denen zwar immer noch das letzte aus Deutschland herausgepreßt werden sollte und auch wurde, die sich aber nicht mehr in rein astronomischen Ziffern bewegten. Von 1924 zahlten wir nach dem ersten, dem Dawes-Plan eine Jahresrate von 2,5 Milliarden Goldmark. Es erwies sich aber sofort, daß derartige Beträge nicht aus den Ausfuhrüberschüssen bezahlt werden konnten, sondern nur mit Hilfe vom Ausland zu hohem Zinsfuß geliehener Gelder, mit denen angeblich die Wirtschaft angekurbelt werden sollte; 1929 standen wir wieder vor der Unmöglichkeit weiterer Erfüllungen. Ein zweites amerikanisches Gutachten wurde eingeholt, der Young-Plan, der 1930 in Kraft trat. Er brachte für den Anfang kleinere Erleichterungen, belastete aber dafür die kommenden Geschlechter mit seiner Laufzeit bis 1987/88 in unverantwortlicher Weise.

Souveränität (von souverain, französisch = höchst, unumschränkt; Substantiv: der Herrscher). Inhalt und Wesen des Staates ist Macht. Machtfülle und Unabhängigkeit des Staates wird zusammengefaßt in dem Begriff der Souveränität, der Staatshoheit. Es ist das entscheidende Kennzeichen eines großen ehrliebenden Volkes, daß es seine souveränen Rechte eifersüchtig wahrt und verteidigt. Dem deutschen Volke war durch das Versailler Diktat vom 28. Juni 1919 die Souveränität in unerträglicher Form beschnitten worden. Eine Reihe von Zwangsverfügungen und Verboten verhinderten, um nur das Wichtigste zu nennen, den Zusammenschluß aller deutschen Volksglieder, die Ausbildung des Volkes zur nationalen Verteidigung (Wehrhoheit), die Herrschaft über volklich und willensmäßig zu Deutschland gehörende Gebiete, die freie Verfügungsgewalt über deutsche Verkehrswege (Ströme) usw. Einen bedeutsamen Schritt zur Wiedererlangung der Souveränität bildet die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit durch die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht vom 16. März 1935.

Reichsamtsleiter Dr.-Ing. Arnhold:

Organische Betriebsgestaltung

von der Gefolgschaft aus gesehen

Die meisten Leute, die über die organische Gestaltung des Betriebs geschrieben oder geredet haben, taten dies etwa wie ein Mann, der sich einer mehr oder weniger ungeordneten Sache gegenüber befand, und der, entweder vom grünen Tisch aus oder mit einer angeblich unfehlbaren Theorie bewaffnet, das Ungeordnete zu ordnen unternahm. Kaum einer der zahllosen Betriebswissenschaftler, Betriebspraktiker, Organisatoren, oder wie sie sonst heißen mögen, ist in der liberalistischen und marxistischen Zeit auf den Gedanken gekommen, daß der Betrieb nicht etwa nur aus Maschinen, Werkzeugen, Organisationsmöglichkeiten und Sachen besteht, sondern aus lebendigen Menschen. Diese Einstellung hat traurige Folgen gehabt.

Es gibt kaum einen deutschen industriellen Arbeiter, der nicht den Namen Taylor gehört hätte. Fast unterschiedslos werden alle betrieblichen Neuerungen, beziehen sie sich nun auf die Organisation, auf die Maschinenbedienung, auf das Arbeitsverfahren oder die Arbeitsweisen, auf diesen Mann zurückgeführt.

Wir sprechen es unumwunden aus, daß es in der liberalistischen und marxistischen Zeit Unternehmer gegeben hat, die die Lehre Taylors rein egoistisch ausgeschlachtet haben. Aber man hat damit Taylor Unrecht getan. Es ist durch keine seiner Äußerungen bewiesen, daß er seine Arbeitsmethoden nur deswegen ausgeklügelt habe, um eine Ausbeutung größten Stils möglich zu machen.

Betriebszustände der Vergangenheit

Leider hat der Fabrikarbeiter die neue Arbeitswissenschaft in bedenklicher Form kennengelernt. Sie trat ihm vor Augen in der Gestalt von Leuten, die mit einer Hand in der Hosentasche durch den Betrieb schlichen, an einem Arbeitsplatz stehenblieben und sich scheinbar ganz unbeteiligt die Arbeit anschauten. Der Arbeiter wußte sofort, daß der Betreffende mit der Stoppuhr in der Hosentasche die Fertigungszeiten abstoppte. Die Folgen blieben nicht aus: waren die Zeiten gut, dann wurden die Akkordsätze heruntergeschraubt, und waren sie schlecht, dann hagelte es Vorwürfe oder man wurde entlassen. Es hat zahllose Betriebe gegeben, in denen dies Verfahren geübt wurde, aber die Gerechtigkeit gebietet anzuerkennen, daß dies nicht überall der Fall war.

Ebenso verhaßt wie die Stoppuhr war unsern Arbeitern der Arbeitsdrill, d. h. der immer wieder unternommene Versuch, dem einzelnen nicht nur bis in die letzten Einzelheiten hinein bestimmte Arbeitsgriffe beizubringen, sondern ihm auch die Arbeitszeit vorzuschreiben. Das laufende Band war nur deswegen so verhaßt, weil es dem Arbeiter nicht bloß das Tempo seiner Arbeit aufnötigte, sondern darüber hinaus auch die ganze Bedingtheit der Maschine. Überhaupt stand die Maschine im Mittelpunkt des gesamten betrieblichen Geschehens: sie bestimmte die Art des Arbeitens, das Tempo, die Arbeitshaltung, kurz alles, was überhaupt mit der Arbeit zusammenhing. Man kann, vom arbeitenden Menschen aus gesehen, eine Reihe von Entwicklungsstufen unterscheiden, die sich in der großgewerblichen Arbeit vollzogen haben. Die erste Stufe ist dadurch gekennzeichnet, daß der Mensch gewissermaßen der Sklave der Maschine war: er arbeitete nicht mehr mit der Maschine, sondern er bediente die Maschine, ja, man kann sogar sagen, daß er ihr diente. Infolgedessen verdrängte die Maschine, da sie einen größeren Wirkungsgrad hatte, den

Menschen aus seiner Arbeit. In der zweiten Entwicklungsstufe der industriellen Arbeit äußerte sich diese Brutalität nicht mehr ganz so hart: sie war gewissermaßen raffinierter bemäntelt. Man suchte den Menschen dadurch wirksamer auszunutzen, daß man ihn in der Eigenart seiner Arbeit studierte, mit der Folge, daß die Welt der Maschinen und der betrieblichen Organisation auf den Menschen „abgestimmt" wurde. Praktisch sah das im Betriebe so aus, daß der „Faktor Mensch" und der „Faktor Maschine" als gleichberechtigt angesehen wurde. Man rechnete sich aus, was die Maschine leisten konnte, und auf der anderen Seite suchte man sich darüber klar zu werden, wie groß der Wirkungsgrad des als Betriebsfaktor angesehenen Menschen war. Von hier aus nun wird die Lehre Taylors verständlich. Taylor war tatsächlich der erste, der klar herausstellte, daß der Mensch anders arbeitet als die Maschine. So kam er zu seinen berühmten „*Arbeitsstudien*" und „*Zeitstudien*", die nicht nur von einer außerordentlich scharfen Beobachtung der menschlichen Arbeitsnatur zeugen, sondern die darüber hinaus auch zum erstenmal auf die arbeitstechnischen Möglichkeiten hinwiesen, die im Menschen stecken. Vor Taylor hat jeder so gearbeitet, wie er es schlecht und recht gelernt hat, oder auch wie er gerade wollte. Das Verdienst Taylors liegt darin, daß er überzeugend nachzuweisen vermochte, daß es eine *Bestform der menschlichen Arbeit* gäbe, eine Bestform, die durch planmäßige Schulung und Anlernung zu erreichen ist. Die Schwäche des Taylorismus oder, wenn man will, seine Fehler liegen darin, daß Taylor und noch mehr seine Nachfolger schließlich nicht mehr die Bestform der Arbeit in Zusammenhang mit dem lebendigen Arbeitsmenschen sahen, sondern daß sie nur noch die Arbeitsverrichtung sahen und darüber völlig vergaßen, daß die Arbeit nichts vom Menschen Losgelöstes ist, sondern aufs engste mit der Persönlichkeit zusammenhängt. Mit der Anerkennung der „Arbeitsfunktion" war der erste Schritt zur Trennung von Arbeit und Mensch getan. Der Mensch war tatsächlich nichts mehr als „Faktor unter anderen Faktoren".

Die Gefolgschaften unserer Betriebe erlebten dieses materialistische System nicht nur als eine Steigerung der Arbeitsintensität, sondern sie erlebten es auch organisatorisch in der Form der „Meisterwirtschaft". Nicht nur die Arbeit des einzelnen war in Funktionen zerlegt, sondern auch der ganze Betrieb.

Man hat einmal die Auswirkung des Taylor-Systems wie folgt beschrieben: „Der Betrieb war keine lebendige Gemeinschaft mehr, sondern nur eine Summe von Funktionen, für deren reibungsloses Zusammenlaufen ein hoch entwickeltes Spezialistentum aufgeboten wurde. Die Produktion klappte wohl, aber die Menschen waren *nur funktionell* daran beteiligt. So konnte es im hochentwickelten Taylor-Betrieb sehr wohl geschehen, daß ein Arbeiter dem „Terminbeamten" für die *rechtzeitige*, dem „Kontrollmeister" für die *maßgerechte* Fertigstellung seiner Arbeit verantwortlich war. Der Instruktionsmeister unterwies in dem richtigen Gebrauch, der Werkzeugmeister in der sorgsamen Behandlung der Werkzeuge, und der „Sicherheitsbeamte" machte ihn für die vorschriftsmäßige Anwendung der Schutzvorkehrungen verantwortlich. So hatte der Mann in der Stanze, der mit der linken Hand die Sicherheitssperre, mit dem Fuß die Auslösung und mit der rechten Hand den Vorschub bediente, schließlich mehr Vorgesetzte als Körperteile. Deutlicher als in dem hier gar nicht allzu übersteigert dargestellten Funktionsmeistersystem des Taylorismus läßt sich der Gegensatz zum Führerprinzip kaum ausdrücken." (Zeitschrift „Arbeitsschulung" 1934 Heft 1.)

Unzufriedenheit der Arbeiter

Es blieb nicht aus, daß sich im Laufe der Jahre die Mängel dieses Systems immer stärker bemerkbar machten! Die Aufwendungen für die Sachwelt, also für die Maschinen, wurden immer größer. Auf der anderen Seite wuchs die berechtigte Unzufriedenheit der „Belegschaft". Die Arbeit war zur Ware geworden, sie war also genau so eine käufliche Funktion wie die gut funktionierende Maschine. Es wäre aber falsch, die Unzufriedenheit der „Belegschaft" einzig und allein auf das Mißverhältnis zur täglichen Arbeit zurückzuführen. Der Grund der Unzufriedenheit war viel tiefer, jedenfalls viel tiefer, als es der tagespolitische Streit, der Klassenkampf oder der Kampf der Gewerk-

schaften ahnen ließ. Jeder Mann im Betriebe hat es, ohne es vielleicht aussprechen zu können, dumpf geahnt, daß die großkapitalistischen Arbeitsformen der Gerechtigkeit ermangelten. Dies ahnte aber nicht nur der Arbeiter, sondern auch alle die, die als Werksführer und Ingenieure für die damalige Betriebsarbeit und ihre Organisation verantwortlich waren. Aber einen Ausweg aus diesem Dilemma fand niemand.

Man bemühte sich wohl, die Maschine oder das Werkzeug dem Menschen selbst anzupassen, aber man tat dies nicht um des Menschen willen, sondern nur deswegen, um aus der Zusammenarbeit „das meiste herauszuholen". Dabei blieb man aber nicht stehen. Wer einsichtig war, sagte sich, daß die Leistungsfähigkeit des Arbeiters nicht nur von den mehr oder weniger leichten Bedienungsgriffen abhängt, die er während seiner Arbeit vorzunehmen hat. Infolgedessen bekümmerte man sich auch um das außerbetriebliche Leben des Arbeiters. Bezeichnenderweise tat man dies nicht ohne Nebenabsichten. Wenn dieses oder jenes große Werk oder diese oder jene Zeche für ihre Arbeiterschaft eine Siedlung anlegte, dann geschah dies, um „die Leute ans Werk zu fesseln"; es geschah, um ihnen einen möglichst kurzen Arbeitsweg zu sichern; es geschah sogar hier und da recht oft aus dem Bedürfnis nach einer „patriarchalischen" Betreuung. Wir können es heute unumwunden aussprechen, daß die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit diese „Betreuung" stets abgelehnt hat. Mit vollstem Recht witterte sie dahinter mehr oder weniger ausgesprochene Absichten, wenn nicht Schlimmeres. Alle diese Bestrebungen lassen sich damit kennzeichnen, daß sie über den Umweg über die „Seele" des arbeitenden Menschen den Wirkungsgrad der Arbeit erhöhen wollten. Das heißt nichts anderes, als daß man zur Welt der Maschine keineswegs sich grundsätzlich anders einstellte, sondern daß man den Gegensatz zwischen Mensch und Maschine grundsätzlich bestehen ließ und ihn nur in seinen allerschlimmsten Auswirkungen abbog.

Woran lag das? Der Arbeit fehlte die Idee, und so hatte auch die Arbeiterschaft nichts, worum sie kämpfen konnte, und weil dem so war, mußte sie notgedrungen alles unter dem Gesichtspunkt der persönlichen Beeinträchtigung betrachten. Darin wurde sie noch durch das Verhalten vieler Betriebsführer, und vor allem vieler betrieblicher Unterführer, bestärkt, die durch die Bank von dem Gedanken beherrscht waren, keinen Menschen mit eigenen Gedanken und Gefühlen vor sich zu haben, sondern mechanisierte, organisierte und funktionalisierte Arbeitskräfte, die nun zufällig auch einmal Menschen waren. Hierin liegt der letzte Grund, warum sich die Arbeiterschaft den marxistischen Parteien in die Arme warf. Das Ideal des deutschen Arbeiters ist und bleibt der Sozialismus. An dieses Ideal glaubt er, und weil er daran glaubt, hält er daran fest. Daß er sich in so kurzer Zeit von den marxistischen Ideologien loslösen konnte, liegt daran, daß diese den Sozialismus nicht verwirklicht haben und auch nicht verwirklichen konnten. Die große Gefahr des Bolschewismus lag und liegt darin, daß er seinen Anhängern so etwas wie eine Scheinidee zu geben sucht. Wir müssen dem Schicksal dankbar sein, daß wir durch den Nationalsozialismus diese Gefahr bannen konnten: So konnte der deutsche Arbeiter, weil ihm der Führer eine echte Arbeitsidee gab, den fremden jüdisch-asiatischen Bolschewismus überwinden.

Wir haben die betrieblichen Zustände der Vergangenheit deswegen so ausführlich geschildert, um an ihnen den Gegensatz ermessen zu können, der durch die nationalsozialistische Arbeitsidee zwischen gestern und heute klafft.

Weltanschauung und Betriebsgestaltung

Die Schulungsbriefe haben die nationalsozialistische Weltanschauung und vor allem ihren geistespolitischen Teil ausführlich behandelt. Wir möchten nun hier einmal die Auswirkung nationalsozialistischer Weltanschauung auf die Welt der Betriebe zeigen.

Wir beginnen diese Betrachtung mit einem Satz, den der Reichsorganisationsleiter Dr. Ley immer wieder herausstellt: Der Betrieb ist ein Ganzes; der Betrieb ist eine in sich geschlossene Gemeinschaft. Hat man diesen Gedanken sich einmal richtig klargemacht, dann wird sich jeder, der als Gefolgschaftsmann in der Arbeit steht, fragen: wie soll der ideale Betrieb aussehen, wenn alle die Gedanken, die uns heute bewegen,

einmal praktische Form angenommen haben? Der richtige Betriebsmann wird antworten: der Betrieb ist dann in Ordnung, wenn er reibungsfrei läuft, wenn frohschaffende Menschen in ihm wirken und wenn gleichzeitig eine Höchstform an technischer und wirtschaftlicher Leistung vorhanden ist. Wenn wir uns aber unsere heutigen Betriebe daraufhin ansehen, wie weit sie schon diesem Idealbild des reibungsfreien Ganges mit frohschaffenden Menschen nahekommen, dann müssen wir leider feststellen, daß wir oft genug von dieser Idealform noch sehr weit entfernt sind. Es gibt in der betrieblichen Arbeit Hemmungen, und eine unendliche Energie wird aufgewandt, um sie zu beseitigen. Es wird nicht Hand in Hand gearbeitet. Einer ist des andern Gegner. Große persönliche und sachliche Kraft geht verloren. Die inneren Spannungen und Hemmungen sind oft so groß, daß die Hälfte der aufgewandten Energie verloren geht, und wenn man die Menschen anschaut, ob sie nun schon mit Leib und Seele bei der Arbeit sind, dann muß man offen feststellen, daß ein großer Teil der Gefolgschaft die innere Freude am Schaffen noch nicht gefunden hat. Woran liegt das? Der eingefleischte Betriebsmann stellt fest, daß er alles getan hat, um die betriebliche Organisation auf der Höhe zu halten, um die Schwerarbeit den Maschinen aufzubürden. Trotzdem klappt der Laden nicht. Je technischer die Betriebe wurden, je rationeller wir die Arbeit zu ordnen versuchten, um so größer wurden die Reibungen und um so unfroher die schaffenden Menschen. Wir haben schon angedeutet, daß der betrieblichen Arbeit jedes Ideal gefehlt hat. Darum kamen auch die Menschen nicht aus dem Ichdenken heraus. Weil kein gemeinsames Ideal vorhanden war, wofür man sich restlos einsetzen konnte, so arbeitete jeder bestenfalls für sich, für das Fortkommen seiner Kinder oder auch für seinen Arbeitsplatz, damit er Arbeit und Brot behielt. Da mußte erst der Mann kommen, der unser Auge vom Ich und den kleinen Betriebsgrenzen auf ein Höheres hinlenkte, wofür es sich lohnte, einmal nicht nur die Stunden zu messen und in die Lohntüte zu gucken, sondern anzupacken, weil gesiegt werden muß. Das ist die politische Seite des Problems. Dazu kommt noch die praktische Seite.

Mensch und Maschine

Es genügt nicht, daß das Technische, das Organisatorische in Ordnung ist und alles andere nicht. Dies „Andere" ist aber nach unserer festen Überzeugung das Wichtigste: es ist das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine innerhalb unserer Betriebe. Mit anderen Worten: das Wesentliche und Lebenswichtige sind nicht die Maschinen, die Betriebsorganisation und das Geld, sondern der wesentliche Teil unserer Betriebe ist der schaffende Mensch. Wir wissen heute, daß die Kunst, den schaffenden Menschen in das große Betriebsgeschehen richtig einzubauen, das Entscheidende ist.

Es ist unnötig, ja sogar naturwidrig, daß der Mensch unter die Maschine geraten muß. Es ist vielmehr so: wer die Maschine meistert, dem dient sie und dem erleichtert sie die Arbeit und das Leben. Wer sie nicht zu führen und zu meistern versteht, ist ihr Knecht. Aber das gilt mit einer Einschränkung: keine Organisation, möge sie noch so fein ausgetüftelt sein, kein Wirtschaftssystem, möge es noch so gut erdacht sein, wird es jemals fertigbringen, die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Materie zu beseitigen. Solange der Mensch schafft und arbeitet, wird seine Arbeit immer ein Kampf sein. Bei diesem Kampf ist Härte und Schweiß notwendig, und niemals wird die Arbeit durch technischen Fortschritt zum Spiel werden können, wie es uns die Marxisten haben vorleben wollen. Wohl können wir die schwere Arbeit von den Menschen weg auf die Maschine legen, und wir können die Arbeit durch kluge Überlegung leichter gestalten, wir können die eintönige Arbeit den Apparaten aufbürden, aber den Kampf zwischen dem Menschen und der Materie, dieses unablässige Ringen, sich die Materie dienstbar zu machen, können wir niemals aus der Welt schaffen.

Was bedeutet dies für die Gefolgschaft? Es bedeutet, daß sich in jedem Betrieb

zwei Welten

einander gegenüberstehen, die miteinander ringen: einmal die Welt der Sache, der Ma-

schine, der Organisation, und zum andern aber die Welt des Lebens, wo der Mensch zu Hause ist und wo er bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, bald voll Haß, bald voll Liebe sein Leben lebt. Diese Welt des Lebens haben wir in unseren Betrieben bisher kaum gekannt. Sicher hat der gute Betriebsführer gewußt, daß in der Brust des Mannes etwas vor sich geht, daß er seinen Stolz hat und daß er Ehrgeiz besitzt. Aber die Gesetzmäßigkeit dieser Welt des Lebens kennen wir noch nicht. Bei der Welt der Sache ist es anders. Hier herrscht die Gesetzmäßigkeit der Mathematik, der Physik und der Chemie, und zudem gibt es Taschenhandbücher, wo man die Formeln dafür nachschlagen kann. Aber niemals wird die Welt des Lebens durch Mathematik gemeistert werden, und hier gibt es auch keine Formeln, nach denen man sich ausrechnen kann, wie man es in diesem oder jenem Falle zu machen hat. Darum können wir uns nicht eingehend genug mit dem arbeitenden Menschen und dem, was in ihm vorgeht, befassen.

Kraftquellen der Arbeit

Nach meiner Erfahrung — sie deckt sich vielfach mit den Ergebnissen der einschlägigen Wissenschaft — gibt es drei große Kraftquellen, aus denen heraus das gesamte Tun, Denken und Handeln des deutschen Menschen bestimmt wird. Ich betone „im deutschen Menschen" deswegen so stark, weil die Menschen, im Gegensatz zur Behauptung des Marxismus, in ihrer inneren Wesenhaftigkeit nicht alle gleich sind. Infolgedessen ist auch die Auffassung der einzelnen Rassen gegenüber der Arbeit verschieden. Darum müssen wir grundsätzlich vom Fühlen und Denken derjenigen Menschen ausgehen, die in deutschen Betrieben zu Hause sind.

Was bestimmt nun das Fühlen, Denken und Handeln des deutschen arbeitenden Menschen? Das ist zunächst das Kämpferische. Dieses immerwährende Sichauseinandersetzen mit den Dingen, das nie den Weg des geringsten Widerstandes geht, sondern sich immer wieder durchkämpfen und durchsetzen muß. Aus diesem Sichdurchkämpfenmüssen erwachsen dem Deutschen ungeahnte Kräfte. Man sehe sich nur den deutschen Arbeiter an! Wenn er eine Aufgabe hat, die er versteht und begreift, dann setzt er sich damit auseinander. Er geht nicht darum herum, wie die Katze um den heißen Brei. Man denke nur daran, wie schwer es unsern ergrauten Arbeitern und Angestellten fällt, sich zur wohlverdienten Ruhe zu setzen, nicht weil sie am Gelde hängen, sondern weil das Leben ohne Arbeit, das Leben ohne Kampf für sie kein Leben mehr ist.

Die zweite Grundanlage im deutschen Arbeiter ist das Handwerkliche, eine Kraft, die sich in allen Zeiten der deutschen Arbeitsgeschichte oft großartig entfaltet hat. Wir können und müssen hier von einer Grundanlage sprechen, die dem deutschen Menschen besonders eigen ist. Das zeigt uns schon das spielende Kind, und das zeigt uns der angehende Lehrling, wenn wir ihn auf seine Eignung hin untersuchen. Dieses Handwerkliche ist ein überaus wertvoller Schatz an praktischer Intelligenz, Anstelligkeit und organisatorischer Begabung, den man nur durch eine geeignete Ausbildung zu heben braucht, um ihn lebendig zu machen. Es ist eine der schönsten Aufgaben innerhalb der Deutschen Arbeitsfront, dieses kostbare Erbgut zu pflegen und so zu fördern, daß es für die Volksgemeinschaft eingesetzt werden kann. (Es wird hier auf die Arbeit „Kunst im Mittelalter" in vorliegendem Heft verwiesen; auch die mittelalterliche Kunst war oft das Erzeugnis höchster handwerklicher Begabung.)

Zur kämpferischen und handwerklichen Grundanlage im deutschen Menschen tritt noch das Denkerische und Grüblerische: es ist ein faustisches Denken, das in jedem unserer gesunden Arbeiter steckt. Sie wollen wissen, was sie wirken und wofür sie wirken, sie wollen Zweck und Ziel ihrer Arbeit kennen. Darum hat auch fast jeder Arbeiter seine eigenen „Patente", wonach er arbeitet, Arbeitsverfahren, die er sich selbst ausgeknobelt hat und die er schöpferisch weiterbildet. Wir erinnern daran, daß ein Mann wie Benz, ein einfacher Mechaniker, der Welt das Automobil geschenkt hat, und wir können mit Recht sagen, daß die Erde anders aussähe, wenn wir keine Kraftwagen hätten.

Unsere Betriebsgefolgschaften sind sich bewußt, daß diese kämpferischen, handwerklichen und denkerischen Grundkräfte in ihnen lebendig sind,

und darum fordern sie mit Recht, daß man diese ihre Kräfte innerhalb der Arbeit berücksichtigt. Welche Folgerungen haben wir daraus zu ziehen? Wir müssen alles in Ordnung bringen, was den Menschen hindert, die ihm eigenen Arbeitskräfte zu entwickeln und einzusetzen. Wir müssen also darangehen, eine schlechte Organisation, ungerechte Entlohnung und falsche Behandlung radikal auszumerzen. Vor allem müssen wir die fremden Arbeitsmethoden in unseren Betrieben beseitigen. Wenn amerikanische Betriebswissenschaftler der Ansicht sind, der Betrieb bestehe aus einer Menge von „Faktoren", aus dem *Faktor Maschine*, aus dem *Faktor Werkzeug*, aus dem *Faktor Organisation* und schließlich auch aus dem *Faktor Mensch*, dann wird jeder deutsche Arbeiter aus seinem deutschen Denken und Fühlen heraus diese Ansicht für grundfalsch halten. *Wir haben die Betriebsarbeit vom Menschen her zu gestalten und nicht von der Maschine her.* Es ist dem einzelnen Gefolgschaftsmann vollkommen gleichgültig, von welcher betriebswissenschaftlichen Theorie her der Vorrang des Menschen gegenüber der Maschine gesichert wird. Er will in seinem Betrieb sehen, daß praktischer Nationalsozialismus getrieben wird, der ihn in den Mittelpunkt des betrieblichen Geschehens stellt.

Jeder Blick in die Betriebe zeigt, daß Höchstleistungen nur dann erzielt werden, wenn die arbeitenden Menschen ihre Kräfte spielen lassen, wenn ihnen ein Ziel gesetzt ist, worum es sich lohnt zu kämpfen. *Nicht das Zeitverbringen, sondern das Kämpfen liegt uns im Blute.* Hierin liegt auch die Bedeutung des *Reichsberufswettkampfes*, den wir im Laufe der Zeit auch auf die Erwachsenen übertragen und auf die gesamte Arbeiterschaft ausdehnen müssen. Wenn dann die Werke und die Gefolgschaften um die Siegespalme ringen, dann wird es sich erweisen, wer für Deutschland das Beste leistet. Gerade weil der deutsche Arbeiter von Natur aus Soldat und Kämpfer ist, hat er ein wunderbar feines Gefühl für Einordnung und Unterordnung. Es braucht nur einer zu kommen, der unserm Volke imponiert, dann wird aus der „Masse" wie mit einem Schlage ein geordnetes Ganzes. Alles läßt sich dann auch willig in große Gliederungen einordnen, und jeder weiß den Platz, an dem er einzuschwenken hat. Wenn erst eine Ordnung, vor allem eine politische Ordnung, geschaffen ist, dann findet auch im Betriebe jeder den Platz, wo er hingehört.

Der Betriebsführer

Gerade weil unsere Arbeiter Kämpfer sind, stellen sie ganz bestimmte *Forderungen an den Betriebsführer.*

Der Führer muß Vorbild sein! Vielfach ist es noch so, daß man dadurch die Pünktlichkeit zu erreichen versucht, indem man Geldstrafen androht. Es ist natürlich Unsinn, jemanden durch Angst zur Pflicht hinzuführen. Wohl aber entspricht es der deutschen Art, wenn der Betriebsführer morgens der erste und abends der letzte ist. Wenn ein Betriebsführer innerlich nicht sauber ist, wenn er beispielsweise Gefolgschaftsleute zu Privatzwecken heranzieht, indem er sie Teppiche ausklopfen oder in seinem Garten Arbeiten verrichten läßt, dann verstößt er gegen seine Führerpflicht, und er kann auch nicht verlangen, daß die Leute im Betriebe treu sind.

Es entspricht ganz dem Soldatischen im deutschen Arbeiter, wenn er von seinem Betriebsführer Kaltblütigkeit, persönlichen Mut, Entschlossenheit und Selbstbeherrschung verlangt. Durch Brüllen hat noch niemand imponiert. Die Gefolgschaft spürt am Verhalten, ob ihre „Vorgesetzten" Führer sind oder nicht. Das ist ja der Kernpunkt des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit, daß in der Betriebsführung die Tüchtigkeit und Lauterkeit, und nicht die Gerissenheit gelten soll, und darüber hinaus das Gefühl der Ehre, der Treue und der Pflichterfüllung. Darum entspricht auch dieses Gesetz unserer deutschen Art. Natürlich kann nicht verlangt werden, daß nun der Betriebsführer eines großen Werkes jeden morgen am Tor steht, damit ihn dort alle sehen können. Aber wenigstens einmal in der Woche muß er zeigen, daß auch er ein Teil des großen Ganzen ist. Es gibt Dinge, wo man keinen Vertreter haben kann. Darum lautet die erste Forderung: vormachen und vorleben, auf das „*Vor*" kommt es an.

Die zweite Forderung lautet: Sei gerecht! Man muß sich immer vor Augen halten, daß die deutschen Arbeiter Soldaten mit Ehrgefühl, Pflicht und Treue sind. Sie können alles vertragen, sie können harte Arbeit ertragen, sie können schwere Lasten auf sich nehmen, aber Ungerechtigkeit ertragen sie nicht. Man kann ruhig behaupten, daß ein großer Teil der Lohnkämpfe zur Zeit des Systems nicht um fünf Pfennige Stundenlohn ausgekämpft worden sind, sondern um den Grundsatz der Gerechtigkeit. Diese Gerechtigkeit ist das Wichtigste im Betrieb. Aber eins setzt sie voraus: wer gerecht sein will, muß hart sein können. Wir kennen alle jene schwankenden Gestalten, die es allen recht machen wollen, jene Weltbeglückernaturen, die im Grunde ungerecht sind, weil sie dem einen etwas geben, was sie dem anderen nicht geben können. Darum muß man wenig versprechen, aber was man verspricht, muß man unbedingt halten. Deshalb muß man den als richtig erkannten Weg zu Ende gehen, auch wenn man einmal ein paar Hühneraugen zerdrückt.

Die Lohnfrage

Eine ganz gewaltige Rolle spielt die Frage des Lohns; auch sie gehört zum Kapitel „Gerechtigkeit". Es handelt sich dabei gar nicht so sehr um die Höhe des Lohnes, als vielmehr darum, daß derjenige, der Lohn erhält, das Gefühl bekommt, daß er gerecht entlohnt ist. Denn darin besteht die Lohngerechtigkeit, daß jeder das erhält, worauf er gerechterweise einen Anspruch hat. Diesen Anspruch will man erfüllt sehen, und darum will man auch einen Lohn, der den Menschen innerlich befriedigt. Eine solche innere Befriedigung gewährleistet nach unserer Überzeugung nur der auf die Leistung aufgebaute Lohn. Aber neben diesen gibt es noch einen anderen Lohn, auf den verschiedentlich der Reichsorganisationsleiter Dr. Ley hingewiesen hat, einen Lohn, der gar nicht in Geld auszurechnen ist. Das ist der Lohn, der in der Anerkennung liegt. Wenn jemand eine Lohn- oder Gehaltserhöhung erhält, so bekommt er natürlich zunächst einmal die Geldsumme, aber viel stärker ist in ihm das Bewußtsein, daß seine Leistung anerkannt wird. In diesem Gefühl der eigenen Wertigkeit liegt ein großer Teil des Lohnes; man soll nicht glauben, daß eine solche Haltung gegenüber dem Lohn sich auf wenige Bevölkerungskreise beschränkt. Gerade der Arbeiter hat ein überaus feines Empfinden dafür, wie er seinen Lohn erhält, und von wem er ihn bekommt. Es handelt sich nicht darum, ob jemand mehr bekommt; auch hier liegt die Frage im „Wie", und im „Wie" liegt die Wertigkeit. Die Gefolgschaft muß das Gefühl haben, daß sie nicht etwas ist, was heute hier und morgen da ist, sondern daß sie zum Werke gehört. Auch darin liegt eine Entlohnung, die man nicht hoch genug einschätzen kann.

Gerechte Behandlung

Damit sind wir bei der sogenannten „Behandlung". Der Gefolgschaftsmann will nicht „gut" oder „schlecht" behandelt sein, sondern er will gerecht behandelt sein. Er will so behandelt sein, wie der Betriebsführer auch sich selber behandelt oder von seinen Vorgesetzten behandelt werden möchte. Solche soldatische Auffassung ist die starke Triebkraft in unserem schaffenden Menschen. Die Betriebe werden nur dann reibungslos arbeiten, wenn der Grundsatz der Gerechtigkeit zum obersten Gesetz erhoben ist.

Die dritte Forderung, die die Gefolgschaft an den Betriebsführer stellt, heißt: Sei ein Helfer! Helfer sein ist etwas Schönes und Großes, das sich himmelweit von dem unterscheidet, was wir heute in unseren Betrieben zuweilen finden. Es gibt Betriebsführer, namentlich in kleinen Betrieben, die Aufpasser, Antreiber, Terminjäger sind oder wie sie sonst noch heißen. Die Gefolgschaft merkt es sofort, ob der Betriebsführer seinen Betrieb sachlich und technisch oder mit dem Vermögen beherrscht. Sie erwartet von ihm persönliche Hilfe. Das Helfen geht aber noch viel weiter: der Betriebsführer muß vorausdenken und vorausplanen; er muß umsichtig sein und das Betriebsganze, vor allem die Menschen, überschauen. Der Betriebsführer mit seinen Unterführern muß das Gefühl haben, daß man ihm vertraut, und die Gefolgschaft muß fühlen, daß diese Männer ihres Vertrauens wert sind.

DAF.-Ingenieur-Stoßtrupp

In diesem Zusammenhang möchten wir noch auf eine besondere Möglichkeit werktätiger Hilfe eingehen, die durch den Nationalsozialismus möglich geworden ist. Es gibt hie und da Betriebe, die in irgendeiner Beziehung nicht in Ordnung sind. Meistens handelt es sich um solche Betriebe, die aus irgendeinem Grunde notleidend geworden sind, sei es, weil die Nachwirkungen der Wirtschaftskrise noch nicht überwunden sind, sei es, weil die nichtarischen Besitzer sich ins Ausland zurückgezogen haben, oder die Qualität zum Absatz auf dem Weltmarkt nicht ausreicht, oder der Ausschuß zu hoch ist, oder wegen der Rohstofffrage eine Gesamtumstellung erforderlich ist. Die Folge davon ist meistens, daß entweder eine größere Anzahl von Gefolgschaftsmitgliedern entlassen werden soll, oder daß man beabsichtigt, die Löhne herabzusetzen. Wenn so etwas vorkommt, greift meistens der Treuhänder ein, und zwar entweder, indem er von der Gefolgschaft angerufen wird oder auch von der Werkleitung. In solchen Fällen will sich der Treuhänder einen Überblick über die Einrichtungen und das Funktionieren des Betriebes verschaffen, um zu einem klaren Urteil zu kommen. Es besteht heute die Möglichkeit, daß entweder der Treuhänder oder auf sein oder der Werkleitung Anforderung hin sich an das Amt für Arbeitsführung und Berufserziehung in der DAF. wendet. In diesem Amt besteht eine besondere Abteilung „Gestaltung", die in der Lage ist, genaueste Betriebsuntersuchungen vorzunehmen und Verbesserungsvorschläge zu machen. Fast in jedem Falle konnte die Lage der Gefolgschaft und auch des Werkes durch eine solche Betriebsuntersuchung bzw. Betriebsgestaltung wesentlich gebessert werden. Gewöhnlich geht dies so vor sich, daß das Amt einen Ingenieur-Stoßtrupp in den betreffenden Betrieb schickt, der zunächst die Aufgabe hat, eine regelrechte Bestandsaufnahme der gesamten betrieblichen Arbeit vorzunehmen. Er kommt dann sehr rasch in die Lage, sich ein Urteil zu bilden, wo der Hebel angesetzt werden kann. Mit anderen Worten, der Untersuchungstrupp macht auf Grund der Prüfungsergebnisse genau formulierte Vorschläge, sei es in bezug auf die Verbesserung der Organisation, des Warenflusses, der Produktion, der Lohnberechnung, der Arbeitsverfahren und Arbeitsweisen, und nicht zuletzt der Schulung des Nachwuchses, der Anlernung bzw. der erforderlich gewordenen Umschulung der Gefolgschaft.

Wenn ein solcher Stoßtrupp von Ingenieuren in einen Betrieb kommt, dann wendet er sich gewöhnlich zunächst an den Vertrauensrat und gibt ihm Aufklärungen darüber, welche Aufgaben der Trupp im Betriebe zu erfüllen hat. Um ganz klar zu sein: es kommt alles darauf an, daß der Trupp das Vertrauen der Werkleitung und der Gefolgschaft gewinnt. Nur dann ist ein ergiebiges und gedeihliches Zusammenwirken möglich und nur dann kann dem Werk und der Gefolgschaft wirksam geholfen werden. Wenn also beispielsweise der Trupp im Verlaufe seiner Untersuchungen die Arbeitsverfahren festzustellen sucht, wenn er Zeitstudien vornimmt, dann geschieht dies in keinem Fall, um die Gefolgschaft irgendwie zu schädigen. Es ist durchaus verständlich, wenn der eine oder andere in der Gefolgschaft auf Grund früherer schlechter Erfahrung, die mit sogenannten „Organisatoren" gemacht wurden, dem Trupp zunächst Mißtrauen entgegenbringt. Man wird aber bald merken, daß der Trupp mit aller Kraft bemüht ist, die Gefolgschaft durch gegenseitige Aussprachen aufzuklären und ihr den Sinn seiner Arbeit klarzumachen. Der Ingenieurtrupp arbeitet nicht mit der Werkleitung gegen die Belange der Gefolgschaft oder einseitig mit der Gefolgschaft gegen die Werkleitung, sondern er arbeitet für das Werkganze, damit möglichst viele Arbeitskameraden Brot und Auskommen haben können.

Es versteht sich von selbst, daß der Trupp nach den neuesten arbeitswissenschaftlichen und betriebswissenschaftlichen Erkenntnissen vorgeht.

Betriebsgestaltung einst und heute

Aber, das muß mit allem Nachdruck gesagt werden, diese arbeitswissenschaftlichen Erkenntnisse unterscheiden sich grundsätzlich von denen der liberalistischen Zeit. Diese gingen einzig und allein von den Maschinen, von der Organisation, von den Arbeitsverfahren aus, während der

arbeitende Mensch dabei fast ganz außer acht gelassen wurde. Die nationalsozialistische Betriebsgestaltung dagegen geht vom Gedanken aus, daß der arbeitende Mensch im Mittelpunkt des Betriebsgeschehens zu stehen hat, daß er also grundsätzlich und tatsächlich den Vorrang vor der Sachwelt, das heißt der Welt der Maschinen und der Organisationen besitzt. Wenn der Trupp also beispielsweise Eignungsprüfungen vornimmt, dann tut er das nicht, um aus der Gefolgschaft die Besten und Geschicktesten auszulesen, sondern er tut es, um durch die Eignungsprüfung den richtigen Mann an den richtigen Platz zu bringen. Wenn er Arbeitsbestverfahren ermittelt, dann geschieht dies nicht, um die Gefolgschaft bis zum letzten auszubeuten, sondern es geschieht deshalb, um jeden einzelnen durch Schulung in die Lage zu versetzen, durch sein Können Werkzeuge und Maschinen zu beherrschen und damit sich und seinem Werk weiterzuhelfen. Wenn der Trupp das Organisatorische verbessert, dann geschieht dies nicht um des Organisatorischen willen, sondern um die Arbeitsbedingungen des Betriebs auf die Höhe zu bringen und den Menschen in seiner Arbeit freizumachen.

Eine solche Betriebsgestaltung unterscheidet sich grundsätzlich vom Taylorismus oder ähnlichen Systemen. Gefolgschaft, Werkleitung und Betriebsgestaltung arbeiten in einer Linie und haben ein gemeinsames Ziel: die Verwirklichung der nationalsozialistischen Arbeitsidee in unseren Betrieben. Darum müssen alle Teile Vertrauen zueinander haben und dürfen nicht gegeneinander arbeiten, wie man es als Erbe aus einer anderen Zeit leider noch hie und da findet. Und wenn die eine oder andere Maßnahme einem Gefolgschaftsmitgliede unverständlich sein sollte, dann braucht er nicht gleich die unmöglichsten Befürchtungen für sich selbst oder seine Kameraden zu hegen. Das Amt für Arbeitsführung und Berufserziehung will mit den Mitteln und Erkenntnissen, worüber es verfügt, treuhänderisch helfen.

Die Treuhänder und andere Stellen der Partei und der DAF. können also den Firmen empfehlen, ihre Betriebe durch das Amt für Arbeitsführung und Berufserziehung untersuchen zu lassen. Selbstverständlich geschieht dies von seiten der Betriebe freiwillig. Die bisherigen Untersuchungen sind durchweg gut verlaufen, und auch das Zusammenarbeiten mit dem Vertrauensrat war gut, weil er die Notwendigkeit eingesehen hatte. In ähnlicher Weise werden die Betriebsführer unterrichtet. Die Gefolgschaftsmitglieder erfahren alles Nähere von ihrem Vertrauensrat. Schon während der Untersuchung halten einzelne Mitglieder des Trupps vor der versammelten Gefolgschaft oder den einzelnen Betriebsabteilungen aufklärende Vorträge. Der Amtsleiter spricht dann gewöhnlich vor dem gesamten Werk am Schluß der Untersuchung. Man kann feststellen, daß die Zusammenarbeit mit der Gefolgschaft und der Werkleitung in gegenseitigem Vertrauen verlief, besonders dann, wenn es sich um Lohnstreitigkeiten handelt. Das Amt ging in solchen Fällen gewöhnlich so vor, daß zuerst die Schwierigkeiten des Betriebes aus dem Wege geräumt wurden; erst dann wurden die Lohnfragen behandelt. Diesen Weg haben die meisten Gefolgschaftsmitglieder als richtig anerkannt, er wurde aber auch von den Vertrauensräten gutgeheißen und genehmigt. Gleichzeitig werden bei den Untersuchungen die Orts- und Kreiswaltungen, die Reichsbetriebsgemeinschaften und die Orts- und Kreisbetriebsgemeinschaftswalter sowie die Gauberufswalter, Gauwalter und Gaubetriebsgemeinschaftswalter verständigt. Hier liegt eine einzigartige und schwierige Aufgabe, die nur dadurch angefaßt werden konnte, daß wir seit zehn Jahren stiller Forschung Methoden an Hand haben, sie zu lösen.

Betriebsführer und Gefolgschaft

Von der Gefolgschaft aus gesehen ist einer der wichtigsten Punkte das Verhältnis zwischen Betriebsführer und Gefolgschaft. Der Betriebsführer darf nie vergessen, daß er vor seiner Gefolgschaft ein Stück Nationalsozialismus zu verwirklichen hat. Wir möchten hier nicht auf die Einzelheiten beim Umgang zwischen Führer und Gefolgschaft eingehen. Desto mehr sei betont, daß alle Sorge und Fürsorge gegenüber der Gefolgschaft nicht aus einer patriarchalischen oder selbstsüchtigen „Herablassung" heraus zu erwachsen hat, sondern sie muß aus der Führerverpflichtung

heraus kommen. Der Betriebsführer, der seiner Aufgabe gerecht werden will, muß sich sagen: ich bin verpflichtet, für meine Gefolgschaft zu sorgen, weil sie mir anvertraut ist. Die Gefolgschaft verlangt mit Recht von ihrem Betriebsführer, daß er ein Vorbild sei. Sie stellt mit Recht hohe Ansprüche an sein Gerechtigkeitsgefühl und sie verlangt mit dem gleichen Recht, daß sie in jeder Lage auf seine persönliche Hilfe rechnen kann. Aber fast noch wichtiger als diese drei Forderungen ist für die Gefolgschaft, daß der Betriebsführer ihr ein Kraftquell ist, das heißt daß er die Fähigkeit hat, von seiner Kraft und seiner inneren Festigkeit seiner Gefolgschaft etwas abzugeben, daß er imstande ist, einen Menschen in seiner Mutlosigkeit aufzurichten, daß er ihm also das gibt, was der kämpferische deutsche Arbeiter zu seinem Lebenskampfe braucht. Die Gefolgschaft verlangt einen Mann, der imstande ist, im wahrsten Sinne des Wortes zu führen, einen Mann also, der ruhig und sachlich ist, der frisch und spannkräftig in den Betrieb kommt, der für jede Frage eine Antwort hat. Die Kraft einer solchen Führernatur wird hundert- und tausendfach in der Gefolgschaft weiterwirken. Dafür hat der Betriebsführer das Recht, von der Gefolgschaft Treue, Anhänglichkeit und Gläubigkeit zu fordern. Weil der einzelne oft dazu neigt, im Betriebsführer Fehler zu entdecken, ist diesem vom AOG. der Vertrauensrat als Schirm und Schutz beigegeben, damit die gegenseitige Atmosphäre der Sauberkeit erhalten bleibt. Aber der Führer im Betrieb muß auch das nötige Fingerspitzengefühl haben. Wer sich allzuviel in den Schreibstuben aufhält, verliert allmählich seinen „Instinkt". Wer mit seiner Gefolgschaft in lebendiger Verbindung bleiben will, der muß sich viel und oft unter ihr aufhalten. Nur wer sich dort wohl fühlt, ist der rechte und auch der beste Führer. Denn er holt sich aus seinen Gefolgschaftsleuten im Wechselspiel der Kräfte neue Kraft. Man hat oft danach gefragt, ob man diesen Instinkt und diese Führerverpflichtung lernen könne. Wir sind aber der Überzeugung, daß sich lediglich die sogenannte „Führerkunst" erlernen läßt, das heißt die Kunst, zwischen der betrieblichen Bedingtheit und der menschlichen Eigengesetzlichkeit einen Ausgleich zu finden. Aber alles andere muß man im Blute haben. Das Führungstechnische läßt sich lehren, und das Amt für Arbeitsführung hat daher auch in Breslau, Stuttgart, Düsseldorf und in Gelsenkirchen Schulen für Betriebsführer geschaffen.

Wir können am Schluß das, was wir gesagt haben, in zwei knappe Worte zusammenfassen: alle organische Betriebsgestaltung hat nur einen Zweck: sie soll unsere Gefolgschaft führbar machen und sie soll jeden arbeitenden Menschen in seiner Arbeit und durch seine Arbeit wehrhaft machen. Mit anderen Worten: wir wollen mit der organischen Betriebsgestaltung so etwas wie einen Rahmen bauen, damit sich dieser führbare und wehrhafte Mann in seiner Arbeit wohl fühlt. Zugleich aber, und das ist die Hauptsache, soll er sich bewußt werden, daß über den Betrieb noch etwas Höheres steht, nämlich Volk und Nation, für die wir uns einzusetzen haben.

Es ist von entscheidender Wichtigkeit, daß die Gefolgschaft hinter allen betrieblichen Maßnahmen die neue nationalsozialistische Arbeitsidee spürt. Es ist vollkommen zwecklos, ihr blasse Theorien vorzutragen. Dr. Ley hat einmal vom Durchbruch der sozialen Ehre gesprochen. Weil wir heute wieder eine gemeinsame Arbeitsehre haben, kann sich die Gefolgschaft viel positiver zu allen betrieblichen Fragen einstellen, als es jemals der Fall war. Je enger die Verbindung zwischen der Gefolgschaft und dem Betriebsgestalter wird, je größer das gegenseitige Vertrauen und je überzeugter das gegenseitige Hand-in-Hand-gehen, um so größer ist der Erfolg für unsere Wirtschaft, die nichts anderes ist als ein Werkzeug der Selbstbehauptung und Selbsterhaltung der deutschen Nation.



Paulinzella (um 1300)
Aufn.: Ch. Stange, Staatl. Kunsthochschule, Weimar



Deutsches Fachwerkhaus
(Fritzlar, 16. Jahrh.)
mit Beibehaltung
germanischen Formenschatzes

Aufn.: Staatl. Kunsthochschule, Weimar

Fragekasten

H. E. – Frankfurt a. M.

Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
an deines Volkes Auferstehn.
Laß diesen Glauben dir nicht rauben,
trotz allem, allem, was geschehen!
Und handeln sollst Du so, als hinge
von dir und deinem Tun allein
das Schicksal ab der deutschen Dinge,
und die Verantwortung wäre dein.

Dieses Gedicht erschien im Verlag Gerstung in Offenbach als Nr. 8 der „Deutschen Wandsprüche". Die Überschrift: „Fichte an jeden Deutschen" hatte zur Folge, daß Johann Gottlieb Fichte als Verfasser angesehen wird. Wie der Verlag Gerstung mitteilt, ist das zu Neujahr 1922 erschienene Gedicht eine Arbeit des Münchener Dichters Albert Matthäi (18855 – 1924). Weil ein Fichtewort vom Dichter verarbeitet worden war, erhielt das Gedicht die genannte Überschrift. Auch im neuen Reichsschullesebuch für die Volksschulen (5. und 6. Schuljahr) wird Fichte als Verfasser genannt. Der wirkliche Dichter, Albert Matthäi, ist auch Verfasser der 4. Strophe des Deutschlandliedes.

E. D., Münster i. W.:

Darf bei der Einreichung einer Bewerbung die zuständige Behördenstelle Rückfragen stellen nach der Konfession und dem Familienstand des Bewerbers?

In einem Erlaß an die Landesregierungen, Kommunalaufsichtsbehörden, Gemeinden und Gemeindeverbände stellt der Reichsinnenminister fest, daß an die Bewerber Voraussetzungen gestellt werden, die der heutigen Zeit nicht mehr entsprechen, z. B. daß der Bewerber ledig sei, daß er einer bestimmten Konfession angehören müsse usw. Der Reichsminister bittet darum, daß solche Anforderungen an Bewerber um Amtsstellen nicht mehr gestellt werden, wenn nicht ein ganz besonders zwingender Grund dafür vorliegt. (Zentr.-Archiv v. 3. 4. 36.)

R. K. – Berlin:

Ist eine Übervölkerung auf der Erde zu befürchten?

Zu dieser Frage dürften Ihnen die Ausführungen von Dr. Friedrich Burgdörfer in der Schriftenreihe des Reichsausschusses für Volksgesundheit erschöpfend Auskunft geben. Dr. Burgdörfer schreibt:

Seit Malthus' Zeiten spukt die Angst vor Übervölkerung allenthalben in der bevölkerungspolitischen Literatur, und sie hat unter dem Eindruck der Massenarbeitslosigkeit in den letzten Jahren neuen Auftrieb erhalten. Malthus ging in seinem bekannten Essay on the principles of population von der Annahme aus, daß die Menschen, hemmungslos ihrem Naturtrieb folgend, sich schneller (er meinte in geometrischer Progression) vermehren als der Nahrungsspielraum, der sich seiner Ansicht nach nur in arithmetischer Progression erweitern ließe. Daraus würde sich unweigerlich im Laufe der Zeit eine unerträgliche Übervölkerung der Erde ergeben. Wenn sich die Menschen tatsächlich blindlings ihrem Naturtrieb folgend vermehren würden, ließe sich dem Malthusischen Gesetz seine logische Gültigkeit nicht absprechen. Tatsächlich aber war das Jahrhundert, das auf Malthus folgte, im ganzen gesehen, ein einziger Beweis gegen seine Theorie.

Niemals ist die Bevölkerung rascher gewachsen als im 19. Jahrhundert, und niemals zuvor hat der Lebensraum der Erde durch die Fortschritte der Wissenschaft und Technik, durch die Fortschritte der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion und durch die Verbesserung des Verkehrs eine stärkere Ausweitung erfahren als eben in diesem 19. und 20. Jahrhundert. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die 500 Millionen Europäer, die es um das Jahr 1800 gab, und die rund 2000 Millionen Erdbewohner, die es heute gibt, leben – im ganzen betrachtet – zweifellos ebenfalls besser als ihre 600 Millionen Vorfahren, die es um das Jahr 1800 auf der Erde gab.

Und noch sind weite Räume auf der Erde überhaupt nicht, andere noch kaum besiedelt. So macht beispielsweise in Kanada das landwirtschaftliche Kulturland 6 vH., in Australien 1 vH. der Gesamtfläche aus. Während in Deutschland rund 140, in Europa durchschnittlich 50 Menschen auf den Quadratkilometer entfallen, treffen in Asien 23, in Amerika und Afrika je 5, in Australien noch nicht 1 und im Gesamtdurchschnitt aller Erdteile 13 auf den Quadratkilometer.

Nach den beim heutigen Stand der Technik bereits möglichen Wirtschafts- und Bodenertragsverhältnissen könnte die Erde schon jetzt ohne Schwierigkeiten 6 bis 10 Milliarden Menschen tragen, d. h. sie würde schon unter den heutigen Verhältnissen in der Lage sein, den für die drei- bis fünffache Menschenzahl erforderlichen Lebensraum zu bieten.

Selbst wenn man annehmen wollte, daß die Erdbevölkerung weiter in dem Maße zunehmen würde wie im letzten Jahrzehnt, so würde sich die Menschheit in rund 110 Jahren verdoppeln, und es würde immerhin noch etwa 300 Jahre dauern, bis die schon nach dem heutigen Stand der Agrartechnik mögliche Höchstzahl von 10 Milliarden Erdbewohnern erreicht wäre.

Man importiert neuerdings das Schreckgespenst von der drohenden Erdübervölkerung ausgerechnet aus Amerika, dem Kontinent der unbegrenzten Möglichkeiten, der nur wenig dichter besiedelt ist als Australien und in dem – ebenso wie in Afrika – knapp 5 Menschen auf den Quadratkilometer entfallen (gegen rund 50 in Europa). Der Amerikaner Roß glaubt prophezeien zu können, daß in wenigen Jahrhunderten die Erde den allzu vielen Menschen nur noch Stehplätze – Standing room only – zu bieten vermöge!

Alle die düsteren Vorausberechnungen über eine kommende Erdüberfüllung gehen von dem heutigen Stand der Ackerbautechnik aus. Heute trägt und ernährt die Erde rund 2 Milliarden Menschen. Legt man aber die heute bekannte höchste technische Stufe der Bodenkultur, nämlich Gartenbau in geheizten Treibhäusern, zugrunde, so würde sich eine höchstmögliche Erdbevölkerung von 200 Milliarden Menschen ergeben; und stellt man weiter in Rechnung, daß das, was heute als Maximum an Bodenertrag gilt, in einigen hundert Jahren überholt sein dürfte, so kann man – je nach mehr oder weniger optimistischer Einstellung – auch noch zu höheren Ergebnissen kommen. Ob allerdings das Leben auf dieser Erde bei einer so starken Bevölkerung sehr angenehm sein würde, ist eine andere Frage. Aber es dürfte müßig sein, uns über diese Frage heute schon den Kopf zu zerbrechen. Wir können ihre Lösung ruhig der Generation überlassen, die ein Jahrtausend nach uns leben wird und die doch auch noch Stoff für tiefgründige wissenschaftliche Untersuchungen braucht.

Von einer Übervölkerung der Erde zu sprechen, besteht sonach heute und in absehbarer Zeit keinerlei Berechtigung. Noch immer gilt das Wort „Raum für alle hat die Erde", und es wird auch weiter seine Geltung behalten, solange der schaffende Menschengeist – dem es, um ein Beispiel der letzten Jahre zu nennen, gelungen ist, den Stickstoff aus der Luft zu holen, um damit auf gleichen Boden mehr Brot zu schaffen, als

er früher trug — es versteht, die Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen. Gerade das ist der Segen einer starken und gesunden Volksvermehrung, daß sie den Menschen anspornt, alle Kräfte zu regen. Hier liegt die mächtigste Triebfeder allen Fortschritts, sowohl auf dem Gebiete der materiellen wie der geistigen Kultur.

Steht demnach eine Übervölkerung der Erde in menschlich absehbarer Zeit nicht zu erwarten, so ist doch andererseits nicht zu bestreiten, daß tatsächlich da und dort ein Mißverhältnis zwischen „Volk" und „Raum" besteht. Aber dieses Mißverhältnis sollte man nicht eigentlich Übervölkerung nennen, denn es beruht meist auf einer unzweckmäßigen Massierung der Menschen an einzelnen wenigen Punkten, während anderwärts ungeheure Räume wenig oder gar nicht bevölkert sind. Es ist vor allem das Problem der Verstädterung der Bevölkerung, das übrigens nicht nur in Deutschland und in Europa, sondern auch in den dünnbesiedelten Kontinenten Amerika und Australien besteht. Es handelt sich um eine unzweckmäßige Verteilung der Menschen innerhalb des vorhandenen Raumes. Es ist von diesem Standpunkt vor allem auch nicht berechtigt, aus der Menschenfülle, welche in den Großstädten zusammendrängt und dort zur Entstehung von Massenelend, zur Überfüllung einzelner Berufe, zur Massenarbeitslosigkeit usw. beiträgt, ohne weiteres auf eine Übervölkerung des ganzen Landes zu schließen. Ist doch die Menschenfülle der Großstädte nicht so sehr oder überhaupt nicht dem natürlichen Wachstum der Stadtbevölkerung zu verdanken, sondern der Zuwanderung vom Lande, und die Zuwanderung vom Lande in die Städte nimmt vielfach Ausmaße an, die geradezu zur Verödung des flachen Landes führen. Also hier Menschenüberfluß, dort Menschenmangel.

Das deutsche Buch

Hans Fuchs:

„Lody, Ein Weg um Ehre"

136 Seiten, Preis kart. RM. 1,80, Leinen RM. 2,80. Hanseatische Verlagsanstalt AG., Hamburg 1936.

Nur wenige kennen den heldischen Weg des Reserveoffiziers der Reichsmarine, Karl Hans Lody, der am 6. November 1914 im Tower zu London nach dem Spruch des englischen Kriegsgerichtes erschossen wurde. Nicht als Spion, sondern ehrenvoll als deutscher Offizier, dessen letztes Erlebnis Blumengrüße aus englischer Hand und der anerkennende Händedruck seines britischen Wachoffiziers war. Ein nicht frontdienstfähiger deutscher Mann geht seinen eigenen Weg, um mit dem bewußten Einsatz des Lebens seiner Nation wichtige Dienste auf verlorenem Posten zu leisten. Wo es zu zeigen gilt, was der mutige Einsatzwille eines einzelnen vermag, da kann dieses Büchlein eines Soldaten eindrucksvolle Hilfe sein.

Martin Luserke:

„Hasko"

Ein Wassergeusenroman, 429 Seiten, 1936.

Tüdel Weller:

„Peter Mönkemann"

Ein hohes Lied der Freikämpfer an der Ruhr, 360 Seiten, 1936.

Diese beiden ausgezeichneten Romane als Neuerscheinungen der deutschen Kulturbuchreihe des Zentralverlages der Partei gehören auch dem Inhalt nach zusammen. Packende Schilderungen historischer Männerkameradschaften, die als aktives Gewissen der Nation selbständig und selbstlos zu den Waffen griffen, als der längst fällige, höhere Befehl nicht kommen wollte. Was den offiziell verantwortlichen an Entschlußkraft und politischem Weitblick fehlt, das ersetzt nach besten Kräften der gesunde Instinkt rechtwinkliger Männer aus dem Volk. Um ihren unerhört erlebnisreichen und heroischen Einsatz schlingen sie den Lorbeerkranz einer Kameradschaft über den Tod hinaus und dazu in herber Spärlichkeit nur wenige Blüten der stillen nordischen Liebe, die immer wieder ein Opfer der über allem anderen stehenden großen Mannesliebe zur freien Nation wird. Rauhe, sehr rauhe Geusen, mit allen Wassern seemännischer Welterfahrung gewaschen die einen, früh reifgewordene, junge Freikorpsfreiwillige unter erprobten Offizieren des Weltkrieges die anderen, aber die $3^1/_2$ Jahrhundert Zwischenzeit, die beide Romanhandlungen trennt, kann die Verwandtschaft des Geistes beider Bücher nicht stören.

Bestes Bildungs- und Unterhaltungsgut, geschaffen aus dem historischen Rohstoff der Kämpfe gegen Mächte, „die wähnten, solche Völker, wie sie um die Nordsee wohnen, könnte man jemals besiegen."

*

Deutsche Kulturbuchreihe, Verlag Frz. Eher Nachf. G. m. b. H.

Unter diesem Titel bringt der Zentral-Parteiverlag in Zusammenarbeit mit der NS.-Kulturgemeinde eine Buchreihe heraus, die in aller Bewußtheit und Verantwortung helfen soll, das dichterische Buch der Zeit wieder ins Volk hineinzutragen.

Die „Deutsche Kulturbuchreihe" erscheint in zwei Folgen:

Reihe A: Vierteljährlich ein mit besonderer Sorgfalt ausgestatteter Halblederband: monatliche Gebühr 0,90 Reichsmark; Gesamtkosten des Bandes also 2,70 RM.

Reihe B: Ein Band wie in der A-Reihe, dazu ein weiteres Werk nach Wahl aus aufliegender Liste. Monatliche Gebühr 1,80 RM.; Gesamtkosten der zwei Bände also 5,40 RM.

Jeder Besteller erhält außerdem laufend die 16seitige illustrierte Monatszeitschrift „Ich lese . . ." kostenlos zugestellt.

Mit dem regelmäßigen Bezug der „Deutschen Kulturbuchreihe" kann man auf Antrag ohne besondere Eintrittsgebühr gleichzeitig die kostenlose Mitgliedschaft bei der NS.-Kulturgemeinde und damit den Anspruch auf alle für die Mitglieder des Buchrings vorgesehenen Vergünstigungen dieser Organisation erwerben.

Bestellungen auf die „Deutsche Kulturbuchreihe" nimmt jede deutsche Buchhandlung entgegen. Sie können auch an die Orts- und Gauverbände der NS.-Kulturgemeinde gerichtet werden, die sie an den örtlichen Buchhandel weiterleiten.

„V.B."-Straßenatlas von Deutschland

1. 500 000, 2. verbesserte Auflage, 360 Seiten, 4,80 RM., Zentralverlag der NSDAP., Fr. Eher Nachf., München.

Herausgegeben unter Mitwirkung der deutschen Landesverkehrsverbände und der Korpsführung des

Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps.

Der Straßenatlas ist zum unentbehrlichen Hilfsmittel des Kraftfahrers geworden. Für den Nationalsozialisten und die Dienststellen aller Gliederungen ist es selbstverständlich, daß nur der „V.B."-Straßenatlas in Frage kommt. Neben der Übersichtskarte und 53 Kartentafeln mit Register und einer kurzgefaßten Beschreibung der jeweils behandelten Gegend enthält der Atlas u. a. ein Verzeichnis der Kenn- und Verkehrszeichen, ein Gliederungsverzeichnis des NSKK., ein Verzeichnis der Fernstraßen und Autostraßen sowie Städte- und Durchfahrtspläne, kurz und gut alles, was sich der Kraftfahrer von diesem Hilfsmittel nur wünschen kann, um sich schnell und sicher zurechtzufinden.

Gerd Rühle, Regierungsrat, M.d.R.

„Das Dritte Reich"

Dokumentarische Darstellung des Aufbaues der Nation. Eine Folge von vier Jahresbänden und einem Vorband. Hummel-Verlag, Berlin NW 7. Preis RM. 16,—.

Wir haben im Märzheft der Reichsschulungsbriefe bereits auf dieses für die Schulungsarbeit wie auch für die Hausbücherei gleich wertvolle Werk Rühles verwiesen. Zu den Bänden 1 (1934) und 2 (1935) hat sich nun auch der Vorband „Die Kampfjahre 1918—1933" gesellt. In 23 Abschnitten erfolgt eine gewissenhaft nationalsozialistische Führung durch das System von Weimar über den Kapp-Putsch, die Erfüllungspolitik, den Ruhreinbruch und die Inflation zur Erhebung vom 9. November 1923. Die Verbotsjahre der Partei und ihre Neugründung, Dawesplan und Völkerbund, Youngplan und Ära Brüning sowie schließlich 1932, das Jahr der Wahlkämpfe, bis zur Machtübernahme werden ausführlich behandelt. Historische Treue, weltanschauliche Zuverlässigkeit und reiche Anschaulichkeit der Darstellung, die durch Bilder und Dokumente ergänzt wird, lassen das Werk in allen Teilen lebendig werden. Besondere Empfehlungen erübrigen sich daher auch an dieser Stelle, zumal Rühles „Das Dritte Reich" schon in dieser kurzen Zeit einen bedeutenden Ruf und Rang im Schrifttum unserer Tage errungen und bereits in weitem Umfange auch für Schulungs- und Lehrzwecke Verwendung gefunden hat.

Professor Dr. Müller:

„Himmelskundliche Ortung auf nordisch-germanischem Boden"

Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig, 1936, 85 Seiten, Preis RM. 2,80.

Dieses, dem äußeren Umfange nach scheinbar kleine Ergebnis einer großen wissenschaftlichen Forscherarbeit ist ein Spezialbeitrag zur neuen deutschen Vorgeschichtsforschung, der Aufschluß geben will über den hohen Stand der Himmelskenntnis unserer Vorfahren. Wir haben uns gerade im Zeitalter der Verstädterung nur allzuselten mit der Himmelskunde beschäftigt, fast überhaupt nicht mit himmelskundlicher Ortung, noch weniger mit der Frage, wie unsere Vorfahren den Lauf der Gestirne und deren periodische Beziehung zum irdischen Leben kannten und beobachteten. Wenn nun die Sonnenwendfeuer wieder volkstümlich werden und die Feierstunden am Flammenstoß das Denken wieder stärker auch auf dieses Gebiet leiten, wird mancher das Verlangen spüren, Näheres darüber zu erfahren, wie unsere Vorfahren ihre Feste so organisch in den Rhythmus des großen Weltgeschehens einzufügen wußten. Da will das Werk von Prof. Dr. Müller eine wissenschaftlich zuverlässige und doch allgemeinverständliche Aufklärung bieten. Allgemeinverständlich soll hier nicht mißverstanden werden, denn um auf diesem, uns meist völlig fremd gebliebenen Gebiete dem sachkundigen Wissenschaftler und seinen zahlreichen Berechnungen folgen zu können, ist die Bereitschaft zum sorgfältigen Folgen, ja geradezu ein Mitarbeiten notwendig. Dann aber offenbart sich uns auch die tiefe Weisheit unserer Ahnen, und bestätigt wird z. B. mit mathematischer Präzision, was Georg Stammler als völkischer Seher uns im Leitartikel dieses Heftes über das Wesen der Sommersonnenwende sagt.

Dr. jur. Hans Karl Leistritz:

„Staatshandbuch des Volksgenossen"

11. Auflage des „Deutschen Staatsbürger-Taschenbuches", von Reg.-Rat Dr. Model, 1936. Wirtschaftsverlag Arthur Sudau G. m. b. H., Berlin-Südende, 976 Seiten, Preis RM. 6,—.

Schon der Titel offenbart, daß hier nicht nur an ein seit elf Jahren erscheinendes Werk ein „aktueller Teil" angehängt wurde, sondern tatsächlich eine an der neuen Haltung folgerichtig ausgerichtete gründliche Neubearbeitung vorliegt, die ihre Anerkennung auch im parteiamtlichen Imprimatur der Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums fand. Der den Lesern der Reichsschulungsbriefe aus dem Hauptartikel des letzten Heftes (Mai-Folge) bereits bekannte Bearbeiter des vielseitigen Werkes hatte sich selbst zwei grundsätzliche Aufgaben gestellt:

1. Daß das Handbuch über geschichtliche Voraussetzungen, Werden und Gegenwart des staatstragenden Männerbundes Auskunft gibt, und daß es
2. bei jeder wesentlichen Organisationsform völkischen Daseins die Aussage, welcher Mann des Amtes waltet, nicht unterläßt.

Letzteres wird eine ständige Bedrohung erfahren, weil das Tempo des neuen Werdens und die organische Fortentwicklung der Totalität des Nationalsozialismus immer wieder neue Männer herausstellen muß. Besonders erfreulich ist die Belebung des allgemeinen Überblicks über das gesamte Rechts- und Verwaltungsgebiet des Reiches und die Gliederung der Partei durch das ständige konsequente Bemühen, die neuen weltanschaulichen Grundsätze in die Sachgebiete wirklich einzubauen und nicht nur aus Konjunkturgründen zu Beginn und etwa noch im Schlußtext geflissentlich mit zu berücksichtigen. Hier spürt man den Ernst der Sachkenntnis und den Eifer der weltanschaulichen Beseeltheit in engster Gemeinschaft durch das ganze umfangreiche Werk gehen. Das Handbuch wird nicht allein dem Juristen und dem Staatsbeamten ein wertvoller Helfer sein, sondern jedem, der im Beruf oder Bewegungsdienst Fühlung mit den Behörden des Reiches und den öffentlich-rechtlichen Institutionen unserer Zeit halten muß.

Friedrich Hasselbacher:

Hoch- und Landesverrat der Feldlogen im Weltkriege

Bearbeitet von Friedr. Hasselbacher. Herausgegeben vom Institut zur Erforschung der Freimaurerei, Berlin. Nordland-Verlag G.m.b.H. zu Magdeburg. 788 Seiten, 70 Bilder. Preis RM. 3,—.

Diese der Zahl der Seiten nach kleine, nach ihrem Inhalt aber überaus schwerwiegende Arbeit des verdienstvollen Erforschers der überstaatlichen Mächte genügt, um aus der Verachtung der Freimaurerei flammenden Haß werden zu lassen. Den Verfasser selbst

hat die begreifliche Empörung über die schamlose Haltung der hier gezeigten Beispiele der Gesinnung einzelner „Feldlogenbrüder", die sicher nur Stichproben aus der noch größeren Verratsarbeit alter Logen darstellt, die Feder beschwingt. So wird die Dokumentensammlung zu einer leidenschaftlichen Anklage, die in anschaulicher Form und originalgetreuer Lichtbildwiedergabe eindeutig Belege liefert, für die Notwendigkeit des rücksichtslosen Kampfes gegen diese üblen Brüder der Finsternis.

„Die Ahnen deutscher Bauernführer"

Band II, Wilhelm Meinberg, bearbeitet von Dr. Herbert Wünsch. Reichsnährstands-Verlags-Ges. m. b. H., Berlin SW 11. — 70 Seiten.

Im Rahmen einer Schriftenreihe „Die Ahnen deutscher Bauernführer" ist der II. Band in der Reichsnährstands-Verlags-Ges. m. b. H. erschienen. Er behandelt die Ahnenreihe des Reichsobmannes des Reichsnährstandes, Wilhelm Meinberg, und gibt ein anerkanntes Beispiel vorbildlicher Ahnenforschung mit Übersichtskarte, Beschreibung der örtlichen Verhältnisse des Heimatgebietes, seiner Höfe und Menschen sowie einem Orts- und Namenverzeichnis. Eine gewisse genealogische Erfahrung ist zum Verständnis der sorgfältigen Arbeit erforderlich, aber heute ohnehin nationalpolitische Pflicht. So möge dieses Werk als ein gutes Vorbild Anregung sein für alle um den Ausbau ihrer Ahnentafel bemühten Volksgenossen.

Stijn Streuvels:
Liebesspiel in Flandern

Übersetzung von Anna Valeton. Kartoniert RM. 4,50, in Leinen RM. 5,80, 256 Seiten.

Von diesem um die Jahrhundertwende entstandenen und kürzlich hochdeutsch übersetzten Werk des niederländischen Volkstumsdarstellers, der vor kurzem den ersten hansischen Rembrandt-Preis erhielt, wird gesagt, daß es für uns „das niederländische Buch ist, das wir lesen müssen, wenn wir Flandern und überhaupt ganz Niederdeutschland wirklich verstehen wollen." In unaufdringlicher natürlicher Anschaulichkeit schildert der Dichter mit unverbildetem Blick ein Jahr des Lebens im niederdeutschen Dorf. Viel näher und verwandter als die politischen Grenzen es wahr sein lassen, erscheinen uns die Menschen dieser nordischen Landschaft. Meisterhaft und ohne Effekthascherei entwickelt Streuvels seine tiefe Menschenkenntnis und läßt besonders den Stadtmenschen Einblick nehmen in scheinbar nur kleine und doch so große ungeschriebene Lebensgrundsätze des bodenverbundenen Lebens im Bauernhaus. Ein Blut- und Bodenwerk, dessen schriftstellerische Kunst urgesunde Natürlichkeit atmet, die sogar das Tempo unserer Zeit überwindet und auch den hastigen Leser mit ruhiger Kraft dazu zwingt, Seite für Seite zu genießen. Bemerkenswert ist vielleicht auch, daß der Verfasser seinen romanischen Bürgernamen Frank Lateur in den nun schon so bekannten Dichternamen Stijn Streuvels germanisierte und so auch äußerlich ein Bekenntnis zu seinem nordischen Blutserbe ablegte. Im übrigen sollten wir uns überhaupt immer mehr an Autoren halten, die bewußte Darsteller lebendigen Volkstums sein wollen.

Hans G. Kahl-Furthmann:
„Hans Schemm spricht"

Seine Reden und sein Werk.

Herausgeber: Gauverlag Bayerische Ostmark GmbH., Hauptamtsleitung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes. 324 Seiten, Preis gebunden 4,85 RM.

Dieses Werk entstammt noch dem Willen Schemms, der den Bearbeiter im Januar 1935 beauftragte, es zusammenzustellen. Dr. Kahl-Furthmann hat verstanden, die Zusammenstellung des im Kampf und im Frontdienst der Bewegung, nicht als Selbstzweck vorhandenen Materials so restlos ineinanderzufügen, daß „auf Zwischentexte aus seiner Feder völlig verzichtet werden konnte", wie er im Vorwort feststellt. Das verdient besondere Anerkennung, da ja der frühe und jähe Tod Schemms auch diese Arbeit allzu plötzlich überraschte und ihr wohl weit mehr als ursprünglich die Absicht war, eine starke persönliche Note des kämpferischen Menschen Schemm gegeben hat. Wer Hans Schemm als Gauleiter, als den Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Erzieherschaft oder als Minister sprechen hörte, der weiß, daß es keine Überheblichkeit ist, wenn gesagt wird, daß jeder Deutsche dieses Buch kennen sollte. Schemm war der Prediger unserer Weltanschauung. Seine Reden sind auch in den härtesten und schärfsten Auseinandersetzungen niemals Alltägliches, niemals Schlagwort, immer gibt Schemm dem einzelnen Satz einzigartige Beseeltheit. Er prägt die Idee in Worte, deren alter Klang in seinen Reden plötzlich ganz neue Formen und Bilder empfinden läßt. Die Weltanschauung in ihren rassischen, volkhaften, kulturellen, religiösen und künstlerischen Beziehungen. die deutsche Erziehung und die deutsche Politik haben durch Schemm Bereicherungen erfahren, deren Niederschlag in diesem Buche enthalten ist. Ein Anhang behandelt die besonderen Reden Schemms zu den Volkstums- und Grenzmarkfragen der Ostmark.

Schemm selbst schrieb den Satz: „Man kann Tote wieder lebendig machen, indem man geistig mit ihnen lebt." Sorgen wir dafür, daß die Unsterblichkeit Hans Schemms aus den Herzen der ihn nie vergessenden alten Garde der Bewegung hinauswächst in die breiteste Masse und alle kommenden Generationen des neuen deutschen Volkes, dessen Innenleben und weltanschauliches Suchen in Hans Schemm einen getreuen Ekkehart haben wird. Schemms Reden gehören zu denjenigen Büchern, die aus der wachsenden Flut des Bewegungsschrifttums für alle Zeit hoch herausragen. Es ist Pflicht aller dafür zuständigen Stellen und aller suchenden Nationalsozialisten, dieses Buch in den eisernen Bestand des wichtigsten Bewegungsschrifttums einzubeziehen.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

„ABC der Außenpolitik"

Karl Haensel — Richard Strahl:

„Außenpolitisches ABC".

Ein Stichwörterbuch

Verlag: J. Engelhorns Nachf. — Stuttgart, 1935. Preis: 4,80 RM.

Auflage der Juni-Folge 1275000

Nachdruck, auch auszugsweise, nur m. Genehmigung d. Schriftl. Herausgeber: Der Reichsorganisationsleiter, Hauptschulungsamt. Hauptschriftleiter u. verantwortl. f. d. Gesamtinhalt: Franz H. Woweries, M.d.R., Berlin W 57, Potsdamer Str. 75. Fernruf B 7 Pallas 0012. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: M. Müller & Sohn K.G., Berlin SW 68.

DER SCHULUNGSBRIEF



mit seinem in jeder Beziehung wertvollen Inhalt ist heute das wichtigste Organ der NSDAP. für weltanschauliche Erziehung. In Wort und Bild ist jede Folge also von dauernder Gültigkeit. Ein Grund mehr, um sowohl die bisher erschienenen als auch den Jahrgang 1936 pfleglich zu behandeln und in der würdigen und dauerhaften

S A M M E L M A P P E

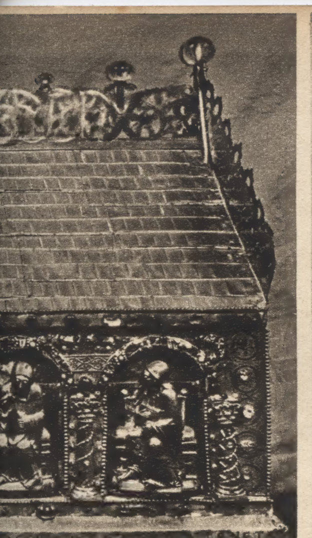
aufzubewahren. Dann sind sie immer griffbereit als Handbuch nationalsozialistischer Weltanschauung.

Bestellen Sie auf dem Dienstweg die Schulungsbrief-Sammelmappen 1934-1936, die geschmackvoll aussehen, einfach, gediegen und mit ihrer Klemmnadelheftung sehr praktisch sind.

Preis: RM. 1,50 pro Mappe

Titelseite: Lübeck, Dom. Füllung vom Lesepult und Gestühlfries
Zeichnung Professor Tobias Schwab



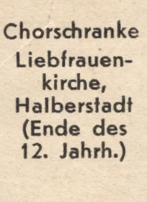


eimer Domschatz (1132)



Lübecks Wappen. Holzschnitzerei im Bürgermeisterstuhl der Marienkirche, (1520)

Alle Aufnahmen dieser Seite: Stoedtner





Chorschranke Liebfrauenkirche, Halberstadt (Ende des 12. Jahrh.)



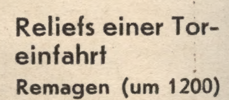
Reliquienkasten Heinrich I. (Anf. 10. Jahrh. Elfenbein)

a. S.

Veihe)



Buchdeckel in Elfenbeinplastik (jüngere Metzer-Schule, 16. Jahrh. Fassung eines Elfenbeinreliefs, 9. Jahrh.)





Reliefs einer Toreinfahrt Remagen (um 1200)

Stadtportal vom St. Jakob, Regensburg, (1180)

